Ph. Pr.
641
bg

Von der
…rschwindsucht.

Fiche

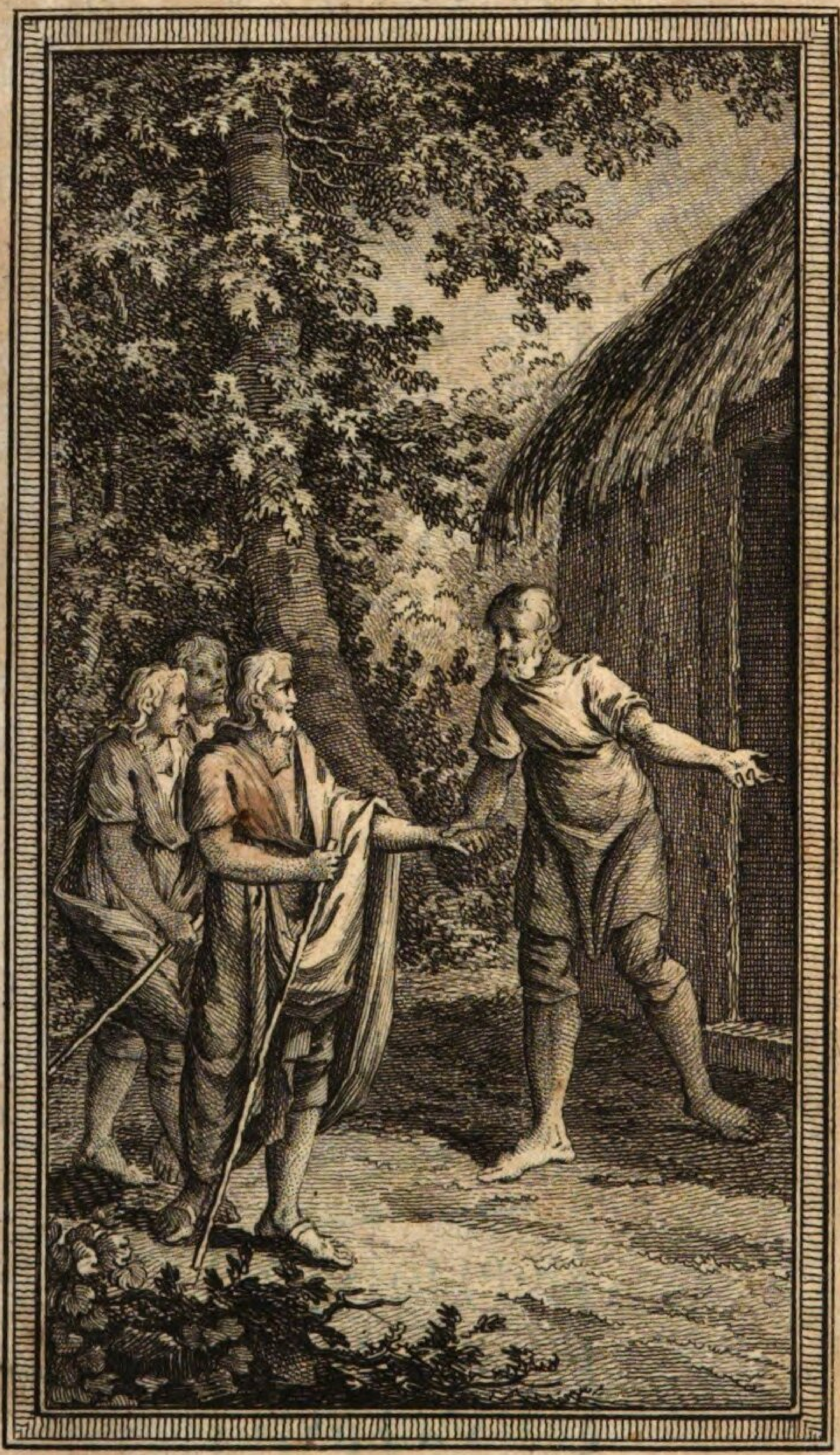
Ph. Pr.
641 bg
Fiche
Philos. Ethica popul. 2200.
Hirschfeld R
61

<36604407030014

<36604407030014

Bayer. Staatsbibliothek

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS



Von der
Gastfreundschaft.

Eine Apologie
für die Menschheit

von

C. C. L. Hirschfeld.

2200.

Leipzig,
bey Weidmanns Erben und Reich. 1777.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I.

Eine der liebenswürdigsten Tugenden, die je die menschliche Natur geziert hat, die Nationen verschwistert und Welttheile an einander kettet, die Gastfreundschaft scheint noch nicht die Betrachtung gefunden zu haben, die sie verdient. Wenn auch hie und da mehr ein Zufall als ein besonderer Vorsatz von dieser Tugend zu reden veranlaßte, so waren es einzeln hingeworfene Bemerkungen, größtentheils eingeschränkt auf Griechen und Römer, bey welchen doch eine solche Betrachtung noch immer sehr unfruchtbar bleibt; oder es waren antiquarische Abhandlungen, die mehr todte Gastrechtgebräuche betrafen, als daß sie in den Geist, der in ihnen lag, tief eingedrungen wären. Auch scheint es, daß manche Philosophen, die

so gerne Systeme ohne einen Blick in die Welt und in die Geschichte bauen, oder Lehrbücher bis ins Unendliche wiederholen, es nicht für würdig genug halten, über einzelne Seiten der menschlichen Natur mehr besondere und genaue Beobachtungen anzustellen, wodurch indessen doch die wichtige Wissenschaft des Menschen von dem Menschen am meisten einer Erweiterung fähig wird.

Man darf es wohl kaum erinnern, daß hier nicht von der Gastfreyheit, als einer Tugend oder Sitte einzelner Personen oder einzelner Familien unter verfeinerten Nationen, die Rede ist; als solche ist sie öfters nichts anders, als eine Wirkung der Eitelkeit, der Prachtsucht, der Schwelgerey, zu weit ausgeartet, als daß sie uneigennützige und wohlthätige Gesinnung seyn könnte. Wir betrachten sie als eine Tugend eines ganzen Volks. Sie begreift jede menschenfreundliche Aufnahme, jede Art des gefälligen, dienstfertigen und wohlthätigen Betragens

tragens einer Nation gegen Glieder einer andern Nation. Sie ist also weit mehr, als die alltägliche Gastfreyheit, die ein Freund gegen den andern, oder eine Nation gegen ihre eigene Glieder ausübt.

Wäre die Gastfreyheit auch nichts mehr, als eine Pflicht der Höflichkeit gegen Personen, mit welchen man in keiner besondern Verbindung steht; so würde sie schon der Aufmerksamkeit des Philosophen nicht unwerth seyn. „Denn Tugenden dieser Art sind, wie Hutcheson *) sehr richtig bemerkt, von mehrer Wichtigkeit und von einer größern moralischen Schönheit, als man sich anfänglich einbildet. Sie erregen die Dankbegierde, und durch die Gewalt des Beyspiels erwecken sie die Neigungen von weiterm Umfange; sie geben einer ganzen Nation, ja dem ganzen menschlichen Geschlechte eine liebenswürdige Gestalt. Ein

*) Sittenlehre der Vernunft. Aus dem Engl. 1ster B. S. 455.

gefälliges Betragen und die Gastfreyheit gegen Fremde, ein verbindliches und höfliches Verhalten gegen alle, auch unbekannte, Personen, werden mit allem Rechte für unfehlbare Kennzeichen einer menschenfreundlichen und leutseligen Gemüthsart angesehen, und sie sind desto liebenswürdiger, je weniger sie einen Argwohn eigennütziger Absichten voraussetzen."

Allein die Gastfreundschaft ist auch merkwürdig, man mag sie als einen Naturtrieb, oder als eine Sitte, oder überhaupt als einen Theil des Nationalcharakters ganzer Völker betrachten. Sie hat sich mit den sonderbarsten Erscheinungen sehen lassen, und nicht selten bey Nationen, bey welchen man sie am wenigsten suchte. Sie hat neben Neigungen, Sitten und Gewohnheiten, die sie zu zerstören scheinen, sich am längsten erhalten. Sie ist für die Kultur der Völker, die sich zum Theil auf sie gründet, überaus wichtig, und das gefälligste Band, das die entferntesten und unbekann=

kanntesten Stämme des menschlichen Geschlechts mit einander vereinigt.

Die Vortheile der Reisen in dem ersten Zeitalter der Nationen waren unstreitig für die Ausbreitung der Wissenschaften und Künste, für die Ausrottung schädlicher Vorurtheile der Erziehung und des Vaterlandes, für die Fortpflanzung der Geschichte, für die Aufklärung der Gesetzgebung, für die Erhebung des menschlichen Geistes, für die Bildung der Sitten, für die Milderung aller natürlichen Gefühle — wichtiger, als sie itzt seyn können. Und die Gastfreundschaft war es, die, indem sie das Reisen erleichterte, die Hand zum Erwerb aller dieser Vortheile bot.

Wenn irgend eine Tugend in das erste Weltalter hinaufsteigt, so ist es die Gastfreundschaft. Sie nimmt mit der Einfalt der ältesten Gesellschaften im Moses und im Homer ihren Anfang, und schreitet von da durch einen langen Zeitraum fort, bis sie auf eine Gränze

stößt, wo sie entweder ganz verschwindet, oder unter den Verfeinerungen der Nationen allmählich in eine weniger kenntliche Gestalt übergeht.

2.

Als die ersten Menschengeschlechter sich von einander abzusondern und eigene Gesellschaften oder kleine Staaten zu bilden angefangen hatten, konnten verschiedene Veranlassungen zu Reisen entstehen, welche einzelne Glieder der einen Völkerschaft in das Gebiet einer andern unternahmen. So lange diese Völkerschaften in Frieden oder freundschaftlichen Bündnissen mit einander lebten, war die Aufnahme gesichert, und Zelt oder Hütte dem Ankömmling geöffnet.

Die Bedürfnisse sowohl des ersten Weltalters, als auch vieler spätern Völker, machten die Gastfreyheit nothwendig. Es waren noch keine Städte, noch keine Flecken vorhanden,

sondern

sondern nur zerstreute, oft weit von einander entlegene Hütten, zwischen welchen der Fremdling umherirrete. Oder wo auch Städte und Flecken angelegt waren, so waren noch keine öffentliche Anstalten zur Aufnahme und Bequemlichkeit der Reisenden eingeführt. Man glaubte, wenigstens in einem Zeitraum der Griechen und Römer, daß die Gastwirthschaft einem freygebohrnen Bürger unanständig sey, und Plato *) hatte den Einfall, ausdrücklich zu behaupten, daß sie nur von Ausländern und gemeinen Leuten getrieben werden müsse. Der Mangel der Polizeyeinrichtungen mußte durch die menschenfreundliche Dienstfertigkeit einzelner Familien ersetzt werden.

Vermuthlich waren unter vielen Stämmen und Völkerschaften die Reisen aus mancherley Ursachen nicht sehr häufig. Die freye Bewirthung eines Fremden, die nur selten war, ward desto williger unternommen, je mehr sie

*) de Legibus. lib. II.

noch von Einfalt und Genügsamkeit erleichtert ward.

Die erste Welt kannte wenig den Handel. Die Reisenden waren keine Kaufleute, die ihres Vortheils wegen ausgiengen, und von denen es nicht unbillig scheinen kann, einen Theil ihres Gewinns zu nehmen. Es waren meistens wißbegierige Philosophen und Gesetzgeber, oder doch Männer, die für sich und ihre Mitbürger nützlichen Unterricht suchten. Ihre Absicht war edel, frey vom gemeinen Eigennutz. Man glaubte, daß man ihnen auch eine uneigennützige Aufnahme schuldig sey.

Die Seltenheit der Reisen, der Mangel des Verkehrs der Völkerschaften unter einander, und die Absonderung der Wohnplätze konnten die Neigung zur Gastfreyheit beleben. Weil man selten einen Fremden sah, so erregte seine Gegenwart mehr Aufmerksamkeit. Man fühlt oft eine verdrüßliche Einsamkeit, wenn man blos bey seiner Nation, der man zu

sehr gewohnt wird, eingeschränkt ist. Man reißt sich, so lange man noch nicht ganz in sich selbst eingeschrumpft ist, gern aus der einförmigen Eingezogenheit heraus, sobald ein neuer Gegenstand erscheint.

Durch die Ankunft eines Fremden ward die Neubegierde gereizt, die den Menschen so natürlich ist, und es noch mehr den ersten Menschen seyn mußte. Sie suchte sich durch Bekanntschaft und Umgang mit ihm zu befriedigen. Je seltener die Erscheinung eines Reisenden, je entlegener seine Heimat, je abweichender das Gepräge der Sitten und Gewohnheiten seiner Nation von dem gewöhnlichen Stempel, oder je hervorstechender der Ruhm ihrer Talente, Künste und Thaten war; desto ausgebreiteter mußte die Neubegierde in der Aufmerksamkeit auf einen Fremden wirken, und desto mehr mußten diese Wirkungen zu dem Ziel der Gastfreyheit zusammenlaufen.

Das erste, was ein Fremder suchte, war Sicherheit vor Beleidigung. Diese Sicherheit konnte er zu finden hoffen, sobald sich da, wohin er kam, die ersten Begriffe von Gerechtigkeit entwickelt hatten. Es war natürlich, einen Fremden als einen Menschen zu betrachten, der von dem Schutz seines Vaterlandes, von der Treue seiner Freunde, von der Zärtlichkeit seiner Familie getrennt war, der schwach und hülfbedürftig unter einem unbekannten Himmel irrte. Was konnte bey dieser Betrachtung mehr gegen das erste Gefühl der Gerechtigkeit seyn, als einen solchen Menschen zu beleidigen oder beleidigen zu lassen? Man mußte es empfinden, daß es weder Ehre noch Tapferkeit sey, sich seiner Schwäche und Hülflosigkeit gegen ihn selbst zu bedienen. Man erkannte sogleich unter dieser Empfindung als ein Gesetz der Natur, daß er ein Recht auf den öffentlichen Schutz des Landes habe, worinn er sich befand, und daß Göttern und Menschen

schen nichts misfälliger seyn könnte, als ihm Beleidigungen zufügen zu lassen.

Nachdem sich diese Begriffe zu einer gewissen Stärke ausgewickelt hatten, mußte auch der Trieb zur Geselligkeit seine Wirkung zu beweisen anfangen. Wenn dieser Trieb, so unwidersprechlich in unsrer Natur gegründet, so wohlthätig für das Leben des Menschen, so unaufhaltsam in seinen Aeußerungen, sich in dem alltäglichen Kreise nicht befriedigen konnte; so suchte er in dem Umgang mit einem Fremden seine Sättigung. Je mehr abgesondert die Glieder einer Nation lebten, und je weniger Verkehr sie unter sich selbst hatten, desto mehr machte er sie für den ankommenden Wanderer geneigt. Denn der Mensch ist zur Gesellschaft gebohren. „Die Spur eines Lapländers auf dem beschneyten Ufer, sagt Ferguson, *) macht dem einsamen Seemann Freude; und

*) Versuch über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft. Aus dem Engl. S. 24.

die stummen Zeichen der Ehrlichkeit und Freundlichkeit, die ihm gemacht werden, wecken in ihm das Andenken des Vergnügens auf, das er in der Gesellschaft genoß." In der That mit welcher Sehnsucht nach Menschen irren nicht oft die Seefahrenden, wenn sie lange nichts als Wellen und Wolken gesehen, auf dem weiten Meere umher! Und welches Frohlocken bey dem Anblicke eines Ufers, eines noch unbekannten Ufers, wenn es nur Spuren der Bewohnung zeigt! Die einsamen Hütten in den Gebürgen oder an den Gestaden des Meers, die lange nicht von dem Gruß eines Fremden ertönten, wie öde, wie leblos werden sie nicht ihren Bewohnern? Wie oft und wie ungeduldig erwartend forscht nicht das Auge umher, ob es nicht auf jenem ungebahnten Fußsteig in die waldichte Höhe hinauf, oder dort an dem fernen Horizont, der sich mit den Wellen verliert, einen Ankömmling gewahr werde, der Leben und Aufheiterung bringe? Wohlthätiger

Trieb der Geselligkeit, du belebst die ganze Empfindlichkeit der menschlichen Natur für andere, du läßst das Herz dem noch fernen Wanderer schon entgegen klopfen, und treibst unwiderstehlich zu jeder Art von Menschenfreundschaft und Gutthätigkeit!

Nicht weniger ist die Sympathie ein Theil von der Einrichtung unsers Wesens. Sie entspringt nicht aus unsrer Wahl oder aus einer Rücksicht auf eigenen Vortheil. Es beruhet nicht auf unsrer Willkühr, ob der Zustand des Nebenmenschen uns rühren soll oder nicht. Jeder muß es gestehen, daß er dieses gemeinnützige Gefühl nicht aus seinem Herzen verbannen kann. Die Sympathie wirket so deutlich, so allgemein, so unaufhaltsam, daß es eine unbegreifliche Verblendung seyn würde, wenn man sie nicht für einen Grundtrieb unsrer Natur erkennen wollte.

In so ferne die Gastfreundschaft als eine Wirkung der Triebe der Geselligkeit und der

Sympathie betrachtet werden kann, in so ferne läßt sich auch behaupten, daß sie in der Einrichtung unsrer Natur selbst gegründet ist. Es ist hier nicht der Ort zu entwickeln, wie weit die Gastfreyheit durch Ehrbegierde, durch erworbene Höflichkeit und Gefälligkeit, durch Klugheit und politische Absichten unterstützt werden kann. Wir begnügen uns hier noch mit der Bemerkung, daß die Gastfreundschaft, indem sie sich auf die Triebe der Geselligkeit und der Sympathie stützt, als eine Wirkung von der Einrichtung unsrer Natur anzusehen ist.

3.

Allein ehe die Gastfreundschaft sich als ein Naturtrieb äußern kann, muß sich der Mensch in einer Lage befinden, die der Würksamkeit dieses Triebes keine Hindernisse, die ihn ersticken, entgegen setzt. Zu diesen Hindernissen gehört die Sinnlosigkeit des noch ganz rohen Menschen; die Furchtsamkeit und Schüchternheit,

heit, die aus dem Gefühl der Schwäche entspringt, und durch die Einschränkung der noch ungeübten Denkkraft vermehrt wird; die harte Dürftigkeit des ersten Naturstandes.

Es giebt noch jetzt Völkerschaften, die so tief in Sinnlosigkeit vergraben liegen, daß sie, außer den nothwendigsten Naturtrieben, sich kaum zu irgend einem Gefühl erheben können. Man hat Beyspiele, daß sie Gegenstände, die ihnen ganz neu seyn mußten, ohne die geringste Bewegung von Lust oder Unlust, von Habsucht oder Erstaunen, anstarrten. Sie blieben selbst bey dem Anblick europäischer Kriegsschiffe, der andre Wilde in die lebhafteste Verwunderung setzte, ganz ungerührt; sie fischten in der Nähe des Ankerplatzes ruhig fort, ohne einmal einen Blick dahin zu werfen. In einem so tiefen Schlafe des Geistes wird sich der Begriff vom Eigenthum nicht leicht entwickeln, und so lange dieser noch unausgebildet ist, noch keine Spur von wahrer Wohlthätigkeit sich

zeigen. Die Unwissenheit, daß es Rechte des Eigenthums giebt, der Gedanke, daß alles gemeinschaftlich ist, kann etwas hervorbringen, das den Schein der Gutherzigkeit hat, aber nichts weiter als plumpe Dummheit ist. Einige Wilde kehren in die erste Hütte, die sie antreffen, raffen weg, was ihnen gefällt; man läßt es geschehen, weil man in einem gleichen Fall es eben so macht.

So waren die Amerikaner, die Ojeda nach dem Kolumbus etwa zweyhundert Meilen über den Orenoko entdeckte. Das Land war durch Lage, Luft und Wasser gesund und anmuthig. Die Einwohner hatten weder einen König, noch andere Oberhäupter. Männer und Weiber giengen nacket, bis auf einen Gürtel von Laub oder Baumwolle. Ihre Häuser waren gemeinschaftlich; doch waren sie eigentlich nur als ein Dach gegen unmäßige Hitze und schlimme Witterung anzusehen; denn sie wurden nur dann bewohnt, wenn sich die

Thiere

Thiere selbst zu verbergen pflegen. Die Wilden hatten weder vom Handel noch vom Tausch den geringsten Begriff. Weil sie sich nach nichts sehnten, als was nöthig war, und für dieses die Natur durch eine große Menge Kräuter, Wurzeln und Fische gesorgt hatte; so gaben sie alles willig her. Dagegen nahmen sie auch mit gleicher Freymüthigkeit alles, was ihnen gefiel, wiewohl ihre Begierde durch einen Besitz von wenig Augenblicken schon gesättigt war. Ihre Lebensmittel boten sie jedem an, der sie haben wollte. *)

Furchtsamkeit und Mißtrauen ist gewöhnlich das Eigenthum des Menschen, der noch in dem rohen Naturstande lebt. Je eingeschränkter die Sphäre seiner Begriffe und Erfahrungen ist, desto überwiegender wird ihm das Gefühl von seiner Schwäche. Mit dem Fortgang seiner Kultur entstehen neue Entdeckungen von

*) Allgemeine Historie der Reisen rc. 13ter B. S. 96. 97.

Hülfsmitteln, die er zu seiner Beschirmung anwenden kann. Er findet die Gefahren nicht mehr so schreckend, weil er mehr Wege gelernt hat, ihnen zu entschleichen oder sie zu überwältigen. Seine Furchtsamkeit nimmt in dem Grade ab, mit welchem seine Aufklärung steigt. Fast eben so verhält es sich mit dem Mißtrauen, das nichts anders als Furcht in einer etwas veränderten Gestalt ist. Außerdem ist das Leben der Wilden fast immer ein Zustand der Unruhe und des Krieges, den sie mit benachbarten Stämmen und Völkerschaften führen, ein Zustand, der Zuneigung und Vertrauen allmählich ganz verscheucht.

Man sieht leicht, wie sehr diese Furcht und dieses Mißtrauen, die dem Wilden mehr, als dem kultivirten Menschen, eigen sind, die Geselligkeit bey ihm hemmen müssen. Daher bey der Annäherung der Europäer die häufige Flucht der wilden Nationen auf hohe Gebürge, in tiefe Waldungen und Felsenklüfte. Nur

mit vieler Mühe und mit einer Verschwendung von Zeichen der Freundschaft hat man sie oft in ihre Hütten und an das freye Gestade zurücklocken können. Nicht eher gewann die Neigung zur Geselligkeit und Gastfreyheit Ruhe genug, sich würksam zu beweisen, als bis die Palme des Friedens überreicht, bis Geschenke angenommen, oder andere Zeichen der Freundschaft gewechselt worden.

Auch die Verschiedenheiten des Naturstandes dürfen nicht übersehen werden, weil sie die Gastfreundschaft in ihrer Würksamkeit bald mehr, bald minder einschränken oder erleichtern.

Wo der Jägerstand, der äußerste und härteste Stand der rohen Menschheit, noch fortdauret, da ist die Wildheit zu überwiegend, das Gefühl der Bedürfnisse liegt noch zu schwer, als daß die geselligen Triebe sich unter dieser Gewalt empor heben könnten. Sogar die eheliche Vereinigung wird ein Unglück, weil das

Wild, die Nahrung, mit der Vermehrung des Menschen abnimmt. Die tägliche Ungewißheit seines Schicksals, die Mühseligkeit und Gefahr, unter welcher er mit dem Anbruch jeder Morgenröthe seinen Unterhalt im Walde und in der Luft aufspüren muß, schlagen den Geist mit ihrer ganzen furchtbaren Last nieder. Der jagende Wilde hat keine Hütte, die er seine Wohnung nennen könnte; die erste Höhle in der Felsenwand ist seine Herberge. Er entfernt sich, je weiter er von Wohnungen der Menschen wegirret, von dem gesellschaftlichen Leben. Er verliert sich ganz, fast ohne Hoffnung der Zurückkehr, in die Einsamkeit. Unzufriedenheit und Unruhe sind seine unsichtbaren Begleiterinnen. Sein Geist verwildert unter den beständigen Ermordungen, wie seine Gefühle. Er wird hart und ungesellig. Von dem zufälligen Ueberfluß einer glücklichen Jagd theilt er nicht mit, weil er bald den Mangel wieder zu fürchten hat.

Nicht

Nicht viel besser ist das Schicksal der Völkerschaften, die sich allein vom Fischfang nähren. Eben die Ungewißheit des Unterhalts, eben die Unstetigkeit des Lebens, eben die Verwilderung der Gefühle. Sie kämpfen außerdem mit einem gefährlichen Elemente; sie müssen den Fischen auf viele Meilen nachziehen. Weil sie aber doch noch immer in kleinen, selten weit von einander getrennten, Haufen dem Fang nachgehen, so kann sich die Geselligkeit eher erhalten, als unter jagenden Nationen. Sturm und Winter treibt sie wieder in ihre Hütten zusammen, wo die Geselligkeit sich an eben dem Heerd erwärmt, woran sie ihre Fische trocknen.

Diese beyden angeführten Naturstände sind indessen der Würksamkeit der Gastfreyheit am meisten entgegen. Eine neuere Erfahrung hat alte bestätigt. Auf allen Inseln des Südmeers, deren Bewohner noch in einem Zustande leben, der den beschriebenen sehr ähnlich

ist, haben die Seefahrer keine Landung ohne Widerstand, keine Aufnahme mit Freundschaft gefunden.

Aber viel näher gränzt schon an die Geselligkeit das herumziehende Hirtenleben, das auf die ersten Naturstände zu folgen scheint. Zwar ist hier noch keine Beständigkeit der Wohnung. Die Zelte folgen den Heerden, sobald eine Gegend abgeweidet ist, nach einer andern hin. Allein die Hirten halten sich doch schon mit ihren Heerden näher bey einander. Ihre Nahrung ist gewisser, wird leichter aufgebracht. Sie genießen mehr Ruhe zum Nachdenken und zu freundschaftlichen Zusammenkünften, mehr einen Ueberfluß, wovon sie dem dürftigen Fremdling mittheilen können. Wir werden weiterhin verschiedene Nomaden in der Ausübung der Gastfreyheit beschäfftigt sehen.

In dem Schooße des friedsamen Feldbaues aber wird der Trieb der Geselligkeit erst recht zum Wachsthum erwärmt. Der Ackerbau macht

die

die Menschen zahm und gesittet. Er versammelt sie in fruchtbare Gegenden. Er macht sie durch die Vereinigung geneigter, erworbene Einsichten, nützliche Entdeckungen und gute Gesinnungen einander mitzutheilen. Er flößt ihnen Achtung gegen das Eigenthum, Liebe zur Beständigkeit der Wohnung ein. Er verschafft ihnen mit der Gewißheit und Bequemlichkeit der Nahrung mehr Ruhe der Leidenschaften, mehr Muße zum Denken. Er befördert die Vermehrung und den Anwachs der Familien, die sich mit Leichtigkeit und im Reichthum ernähren. Er lockt zu den Vergnügungen der Gesellschaft, und breitet dadurch Leutseligkeit und Gutherzigkeit schneller aus. Er gewöhnt sie endlich zu bleibenden Niederlassungen, zur Anlegung der Dörfer, zu allem, was zur Einrichtung und Bildung einer Nation beytragen kann. Die Gastfreundschaft wird sich also am meisten bey Völkern zeigen, die mit einem gewissen Wohlstande vom Ackerbau leben.

Man wird indessen leicht erkennen, daß man bey der Angabe dieser verschiedenen Naturstände nicht die Absicht hat, zu behaupten, als wenn sie immer so rein und unvermischt in der Natur angetroffen würden, daß sie niemals in einander fließen sollten. Das Leben von der Jagd und das Leben vom Fischfang haben ohnedieß schon eine genaue Verwandtschaft mit einander; und zwischen ihnen und dem Hirtenleben kann noch ein Mittelstand einfallen, worinn der Mensch sich von Wurzeln, wilden Früchten und selbst wachsenden Pflanzen nährt. Die Absonderung der Naturstände hat in der Theorie ihre bekannte Bequemlichkeit; sie ist aber auch nicht so willkührlich angenommen, daß sie nicht in der Wahrscheinlichkeit der ersten von Stufe zu Stufe fortsteigenden Bildung des Menschen, und in der Natur selbst oder in würklichen Beyspielen gegründet wäre.

4.

Es ist schon bemerkt, daß die Gastfreundschaft als ein mittelbarer, in den Trieben der Geselligkeit und der Sympathie gegründeter, Naturtrieb anzusehen ist. Seine Würklichkeit muß aus der Geschichte der Menschheit erwiesen werden. Um dieses mit Sicherheit und ohne Gefahr des Widerspruchs auszuführen, müssen wir Völkerschaften aufsuchen, die noch ohne merkliche Kultur, ohne Verschlimmerung, ohne Verstellung der Leidenschaften, der freyen Bewegung der unverfälschten Naturtriebe überlassen sind. Vornehmlich verdienen Insulaner, die in sehr wenig besuchten Meeren weit von dem festen Lande entfernt leben, in dieser Absicht unsre Beobachtung. Die Spuren der Gastfreundschaft, die sich bey solchen Völkerschaften finden, sind die sichersten Anzeigen, daß sie in der Einrichtung der menschlichen Natur gegründet ist, und zu ihrer Bestimmung gehört.

Um

Um mit Beyspielen anzufangen, die noch hie und da im frischen Andenken seyn müssen, erinnern wir uns hier zuerst der Insulaner, deren Entdeckung die Geschichte der Menschheit in unsern Zeiten erweitert hat. Auf den meisten Eylanden der Südsee haben die Engländer, die vor einigen Jahren dahin die berühmte Fahrt versuchten, Heiterkeit, Freundlichkeit und Gastfreyheit bey jenen Kindern der Natur gefunden, vornehmlich aber auf der Insel Otaheite oder Georgsinsel. Sie gehört zu den gesundesten und anmuthigsten Ländern in der Welt. Die Berge sind mit Waldung, die Thäler mit Gras und Kräutern erfüllt, die Luft ist überaus rein. Ueberall eine große Mannigfaltigkeit von Fischen, zahmen Thieren, vortrefflichen Früchten. Die Insel ist mit wohlgebildeten, anständig gekleideten, tapfern und geistreichen Einwohnern stark bevölkert. Ihre Häuser sind nicht in Dörfer zusammengebauet, sondern sie liegen über die Ebenen

Ebenen umher zerstreut, oder in anmuthigen Hainen. Sobald bey den gutherzigen und fröhlichen Bewohnern dieser arcadischen Insel die ersten Bewegungen der Furcht gestillt waren, so überließen sie sich ganz der Gastfreundschaft gegen die Engländer, die ihnen mit Behutsamkeit und Güte begegneten. Sie eilten ihren Gästen mit Früchten, Thieren und andern Lebensmitteln entgegen; sie führten sie in ihre Wohnungen, drängten sich jeden Tag freundschaftlich um sie her, sannen auf die Befriedigung ihrer Bedürfnisse, und überhäuften sie während ihres ganzen Aufenthalts mit tausend Beweisen der Gutherzigkeit. Sie vergaßen bald die Beleidigungen und Zwistigkeiten, die zuweilen von beyden Seiten vorfielen, und boten gerne zur Aussöhnung die Hand. Viele von den Engländern schliefen oft in ihren Häusern mitten im Walde, ohne einen Gefährten, in einer vollkommenen Ruhe. Drey Monate lebte Cook und seine Gesellschaft mit den

Ota=

Otaheiten in der herzlichsten Freundschaft und in einer beständigen Erwiederung von Gefälligkeiten. Als das Schiff unter Segel gieng, nahmen die Indianer, die sich am Bord befanden, Abschied, und weinten mit einer anständigen Betrübniß, die etwas ungemein Zärtliches und Rührendes hatte. Das Volk in den Kähnen klagte laut über den Abschied. *) — Es ist kein Dienst, wird in Cook's Tagebuch seiner neuen Reise zu den Otaheiten **) gesagt, dem sie sich nicht willig unterwerfen, keine Gefälligkeit, die sie nicht gerne übernehmen sollten. Sie durchstreichen die Insel, den Fremden das, was ihnen fehlt, zu verschaffen, und wenn sie durch Güte und einige kleine Zeichen der Achtung aufgemuntert werden, so richten keine Verheißungen oder Belohnungen etwas

bey

*) Geschichte der Seereisen und Entdeckungen im Südmeer ꝛc. 4. Aus dem Engl. 1774. 2ter Th.

**) Tagebuch von Kapitain Cook's neuester Reise um die Welt ꝛc. Aus dem Engl. 1776. S. 37.

bey ihnen aus, ihre Ergebenheit zu brechen, oder die geschlossenen großmüthigen Verbindungen zu trennen. — Nicht weniger gutherzige Bewirthung hatte vorher schon Wallis *) bey ihnen angetroffen; und als er sich von ihnen entfernte, nahmen sie mit so zärtlicher Freundschaft und so rührender Betrübniß von ihm Abschied, daß er sich der Thränen nicht enthalten konnte. — Eben den Charakter der Gastfreundschaft traf Bougainville **) bey den Otaheiten an, als er nach dem Wallis ihre Insel besuchte. Die Beschreibung, die er von ihnen giebt, kann für den Ruhm ihrer Gastfreyheit nicht vortheilhafter seyn. Die Franzosen wurden bey ihrer Landung von einer Menge Menschen beyderley Geschlechts empfangen, die sich nicht satt an ihnen sehen konnten.

Keiner

*) Geschichte der Seereisen ꝛc. 1ster Th.

**) Bougainville Reise um die Welt ꝛc. Aus dem Franz. 1772. S. 158-165.

Keiner hatte ein Gewehr, auch nicht einmal einen Stab. Sie wußten nicht, wie sie ihre Freude, die Fremdlinge zu sehen, ausdrücken sollten. Das Haupt oder der Regent der Gegend führte sie in sein Haus, wo fünf bis sechs Weiber sie begrüßten, indem sie die Hand auf die Brust legten, und einigemal Taio (vermuthlich Freund) ausriefen. Der Regent nöthigte sie, auf dem Grase vor seinem Hause Platz zu nehmen, und ließ Früchte, geröstete Fische und Wasser bringen. Er und das ganze Volk begleitete seine Gäste nachher bis an die Böte. Einige von den Insulanern aßen und schliefen ganz geruhig am Bord der Fregatte. Am andern Morgen brachte ihnen das Haupt junge Hühner und andre Lebensmittel. Er veranstaltete ihnen alle Bequemlichkeit zum Wasserschöpfen, Holzfällen und Errichtung der Zelte für die Kranken. Die Einwohner brachten von allen Seiten Früchte, Hühner, Schweine, Fische und Leinwand herbey, und tauschten

sie

sie gegen Kleinigkeiten ein. Sie gaben auf alles genau Acht, was den Franzosen gefiel. Sie merkten, daß sie Pflanzen gegen den Scharbock und Muscheln sammelten. Es währte nicht lange, so brachten Weiber und Kinder um die Wette ganze Körbe voll solcher Pflanzen und Muscheln. Die Franzosen giengen täglich, einzeln oder in kleinen Haufen, unbewaffnet auf dem Lande herum. Die Insulaner nöthigten sie in ihre Wohnungen, und gaben ihnen zu essen. Es blieb nicht bey der Bewirthung allein, sondern man bot ihnen auch junge Mädchen an, wie man gegen die Engländer gethan hatte. Die Göttin der Liebe ist hier zugleich die Göttin der Gastfreyheit; sie hat hier keine Geheimnisse. „Ich bin mehrmalen, sagt Bougainville, tiefer in das Land hineingegangen; es schien mir der Garten in Eden zu seyn. Man sah die schönsten Wiesen mit den herrlichsten Obstbäumen besetzt und mit kleinen Flüssen durchschnitten, die überall ein frisches

Ansehen verbreiteten, ohne daß die Feuchtigkeit davon beschwerlich fiel. Ein zahlreiches Volk genießt die Schätze, welche die Natur ihm in so reichem Maaße austheilt. Wir fanden Haufen von Männern und Weibern unter dem Schatten der Obstbäume sitzen; alle grüßten sie uns freundschaftlich; die uns begegneten, traten auf die Seite, um Platz zu machen. Allenthalben herrschte Gastfreyheit, Ruhe, sanfte Freude, und dem Anscheine nach waren die Einwohner sehr glücklich."

Der bekannte Engländer, Drake, der unter den Seehelden glänzt, und nichts anders als ein großer Seeräuber war, fand bey der Entdeckung von **neu Albion** oder Californien die Einwohner sehr menschenfreundlich. Sie kamen ihm ohne Waffen entgegen, und begrüßten ihn mit Gesang und Tanz. Als sie seine Abfahrt bemerkten, brachen sie in anhaltende Klagen aus. Sie kletterten auf die höchsten

Spitzen des Landes, um ihre abreisenden Gäste noch lange im Gesichte zu behalten. *)

Als der Admiral Roggeveen die Osterinsel in der Südsee entdeckte, kamen bey seiner Landung viele tausend Insulaner ans Ufer. Sie brachten ihm gleich eine Menge gekochter und nach ihrem Geschmack zugerichteter Hühner und Wurzeln. Indessen stiegen die Holländer ans Land. Die Wilden drängten sich aus einer ihnen sehr natürlichen Neubegierde um sie her, und berührten das Gewehr. Man gab Feuer auf sie, um sie zu zerstreuen, und aus einer fast unbegreiflichen Unvorsichtigkeit oder Unmenschlichkeit tödtete man viele von ihnen. Ihre Bestürzung ward überaus groß; sie erhoben ein jämmerliches Geschrey und Wehklagen. Dem ohngeachtet brachten die guten Leute, um die Leichname zu erhalten, den Holländern

*) Histor. Bericht von den sämtlichen durch Engländer geschehenen Reisen um die Welt. Aus dem Engl. 8. 1775. 1ster Th. S. 215=220.

dern von neuem allerhand Lebensmittel. Alle, Männer und Weiber und Kinder, trugen Palmzweige und eine Art von rother und weißer Fahne. Ihre Geschenke bestanden aus indianischen Feigen, Nüssen, Zuckerrohre, Wurzeln, Hühnern. Sie fielen auf die Knie, pflanzten die Fahnen vor den **Holländern** hin, und überreichten, ob sie gleich der beleidigte Theil waren, ihre Palmzweige als Zeichen des Friedens. Sie fleheten durch die beredtesten Gebehrden um Freundschaft; sie boten ihre Weiber an. Sie fuhren täglich fort, den **Holländern** Lebensmittel im Ueberfluß zu bringen, und sie in ihre Häuser einzuladen. Diese Insulaner bewohnten ein fruchtbares Land, und lebten von den Früchten der Erde und ihres Fleißes. Alles war bepflanzt und besäet. Die Aecker lagen mit vieler Sorgfalt von einander abgesondert. Sie wohnten in bequemen Hütten, bekleideten sich mit rothen und weißen Decken;

waren sehr lebhaft, und hatten ein sanftes, sittsames und angenehmes Wesen. *)

Die eingebohrnen Einwohner von St. Domingo beobachten die Gastfreyheit, als eine von ihren Vorfahren angeerbte unveränderliche Tugend, aufs genaueste. Es scheint, sagt Charlevoix, **) daß man diese schöne Tugend mit der Luft der Insel einathmet. Die guten Leute entziehen sich freywillig das Nothwendige, um nur etwas zu haben, das sie ihren Gästen geben können. Ihre Ueberwinder, die doch eben nicht gerne die Indianer zum Muster nehmen, haben sie doch in der Gastfreyheit nachgeahmt. Ein Fremder kann auf St. Domingo reisen, ohne etwas zu verthun; er ist überall wohl aufgenommen; und drückt ihn irgend ein Bedürfniß, so giebt man ihm, um seine

*) Allgemeine Historie der Reisen rc. 18ter B. S. 558.

**) Histoire de l'Isie Espagnole ou de St. Domingue. Amsterdam. 1773. Tom. 4. S. 340. 342. u. f.

Reise fortsetzen zu können. Je länger er in einem Hause bleibt, desto mehr Vergnügen macht er. Sobald er die Schwelle der ersten Wohnung, die er antrifft, betreten hat, so darf er sich gar nicht um Bequemlichkeit bekümmern; Negern, Pferde, Wagen, alles ist zu seinem Dienst. Man läßt ihn nicht anders abreisen, als unter dem Versprechen, wieder zu kommen, sobald es seine Umstände erlauben.

Die Mohawks in Neu-York gehören zu den fünf mit England verbundenen Nationen, deren Verfassung bey ihrer eigenthümlichen Simplicität bleibt. Sie sind überaus tapfer. Den Diebstahl halten sie für eine große Schande. Vornehmlich ragt unter ihren guten Eigenschaften die Gastfreundschaft hervor. Wenn ein Fremder kömmt, so bieten sie ihm zu essen an; sind ihrer mehrere, und kommen sie weit her, so räumen sie ihnen eine ihrer besten Wohnungen ein. Ihre Höflichkeit geht weiter, als bey den Europäern der Wohlstand

erfor-

erfordert. Da sie es sich zur Hauptregel machen, ihren Gästen alles zu geben, was sie ihnen am angenehmsten zu seyn glauben; so müssen sich einige ihrer artigsten Mädchen putzen, woraus sich der Fremde eine auswählt. Doch haben sie schon angefangen, diese Gewohnheit und überhaupt ihre Gastfreyheit mehr gegen andere ihnen ähnliche Völkerschaften, als gegen die Europäer, zu beobachten. *)

Als der berühmte französische Beobachter, Condamine, an den Amazonenfluß reisete, der von Abend gegen Morgen durch das ganze feste Land des südlichen Amerika strömt, ward er von der Aufnahme, die er bey den Indianern fand, aufs lebhafteste gerührt. **) Die Tugend der Gastfreyheit, rief er aus, ist nach ihrer Verbannung aus Europa in die neue

*) Geschichte der englischen Kolonien in Nordamerika rc. Aus dem Engl. 1776. 2ter Th. S. 85.

**) Journal du Voyage fait par Ordre du Roy à l'Equateur. Paris. 1751. S. 182.

Welt geflohen; da er in Häusern, wo er ganz unbekannt war, bewirthet ward, ohne daß man sich dafür eine Bezahlung aufdringen lassen wollte. — Acht Tage mußte er einst in dem Dorfe Chuchunga verweilen, das von zehn indianischen Familien bewohnt war, die ein Cacike regierte. Hier überließ er sich ganz den Empfindungen der Ruhe und der heitersten Vergnügsamkeit, worein ihn die Gegend und die wohlthätige Gesinnung der Wilden versetzte. Nichts ist sanfter und rührender, als die Beschreibung, die er von seiner Lage giebt. *) „Ich hatte, sagt er, weder Diebe noch Neugierige zu befürchten. Ich war mitten unter den Wilden. Ich erhohlte mich unter ihnen von dem Leben mit Menschen, und wenn ich es sagen darf, ich vermißte ihren Umgang nicht. Nach vielen in einer beständigen Bewegung verbrachten Jahren, genoß ich zum erstenmal

einer

*) Allgemeine Historie der Reisen ꝛc. 16ter Th. S. 28.

einer süßen Ruhe. Das Andenken meiner vergangenen Mühseligkeiten und Gefahren schien mir ein Traum zu seyn. Die Stille, welche in dieser Einsamkeit herrschte, machte sie mir viel liebenswürdiger. Es schien, als wenn ich freyer Athem hohlte. Die Hitze der Himmelsgegend ward durch die Kühle des Wassers aus einem Bache, der kaum aus seiner Quelle kam, und durch das dicke Gehölze, das seine Ufer beschattete, gemäßigt. Eine ungeheure Anzahl sonderbarer Pflanzen und unbekannter Blumen bot mir ein neues und mannigfaltiges Schauspiel dar. Zwischen meinen Arbeiten nahm ich an den unschuldigen Vergnügungen meiner Indianer Theil; ich badete mich mit ihnen, ich bewunderte ihre Geschicklichkeit auf der Jagd und beym Fischen. Sie ließen mir das Auslesen von ihrem Wildpret und von ihren Fischen. Alle waren sie zu meinem Dienst. Der Cacike, der sie anführte, war am eifrigsten, mir zu dienen. Ich bekam Licht vom wohlriechenden

den Holze. Der Sand, worauf ich gieng, war mit Gold vermengt. Man sagte mir, mein Fahrzeug wäre fertig, und ich vergaß alle diese Annehmlichkeiten."

Niemand ist noch, vor dem Hontan, so weit gegen Westen in das Innere des festen Landes von Südamerika gedrungen. Er kam bis zu den Eokoroern. Beyde Geschlechter gehen nackt; ihre Hütten sind von Schilf und Binsen zusammengeflochten. Bey seiner Ankunft beschenkten sie ihn und seine Begleiter mit indianischem Korn und Wildpret, und halfen es nach seinem Canot bringen. Sie baten ihn, in ihre Cabanen einzukehren. Die Häupter der Nation, denen er einen Besuch gab, bezeugten ihm ihre Freude, ihn in ihrem Lande zu sehen. Sie begleiteten ihn, ohne daß er diesen Dienst verlangt hatte, mit einer zahlreichen Bedeckung, weil sie wegen einer benachbarten Nation, mit welcher sie im Krieg lebten, seinen Weg nicht sicher genug hielten.

Als er in ihrem letzten Dorf ankam, schickte das Haupt, ein ehrwürdiger Greis, Jäger aus, um ihn recht zu bewirthen. Er unterrichtete ihn in dem Verfolg seiner Reise, und sagte ihm, was er zu beobachten hätte. — Eben die gute Aufnahme fand der Baron bey einer angränzenden Völkerschaft, den Essanapern, deren Oberhaupt ihm eine Begleitung nach einem andern leutseligen Stamm, den Gnacsitarern, freywillig und mit guter Art anbot, und ihn vier Piroquen unter funfzigen auswählen ließ. — Die Gnacsitarer baten ihn, in ihrer Insel sein Lager zu nehmen, und brachten ihm von ihrem Vorrath. Ihr Oberhaupt ersuchte ihn, eine große Cabane anzunehmen, die er für ihn hatte zubereiten lassen, und seine erste Höflichkeit war, daß er eine Menge Mädchen kommen hieß, worunter Hontan aussuchen sollte. *)

Die

*) Voyages du Baron de la Hontan. 1709. à la Haye. Tom. I. Lettre XVI.

Die Fulier, die an den beyden Seiten der Gambra in Afrika wohnen, haben nach dem Bericht des Moore ihre Obrigkeiten, die ihnen mit vieler Mäßigung begegnen. Sie wohnen Hordenweise. Wenn ihnen von einer Völkerschaft übel begegnet wird, so reißen sie ihre Dörfer nieder, und ziehen nach einer andern Gegend. Sie machen ein Volk von einer guten ruhigen Gemüthsart aus, und kennen das, was recht und billig ist, so wohl, daß einer, der anders handelt, allen ein Abscheu wird. Sie sind nicht landbegierig, sie verlangen nicht mehr, als sie gebrauchen. Ihre angenehmste Beschäfftigung ist, das Land zu bauen, und ihre Heerden zu hüten. Mit diesem Ruhm vereinigen sie den Ruhm der Gastfreyheit. Die benachbarten Völkerschaften halten es für ein Glück, ein Dorf von Fuliern in der Nähe zu haben. Sie schätzen sie wegen ihrer Gastfreundschaft so hoch, daß es für ehrenlos gehalten wird, sie zu beleidigen. Die Fulier ernähren

nicht

nicht blos die Alten, Blinden und Lahmen ihres Volks, sondern sie helfen auch dem Mangel anderer ab, die nicht zu ihnen gehören. *)

Die zahlreichste Völkerschaft an der Gambra sind die Mandingoer, eine gute, muntre und gastfreye Völkerschaft, die sich von der Viehzucht nährt. Wenn Moore durch einen von ihren Flecken reisete, so kamen alle Einwohner und reichten ihm die Hand, manche nöthigten ihn in ihre Häuser, führten ihre Weiber und Töchter herbey, um ihn zu begrüßen, und sich neben ihn zu setzen.

Die Gastfreundschaft der redlichen und gutartigen Hottentotten, deren Geschäfft und Reichthum die Viehzucht ist, erstreckt sich selbst über die europäischen Fremden, versichert Kolbe, der sich acht Jahre bey ihnen aufhielt. Wenn man durch die Landschaften am Vorgebürge der guten Hoffnung reiset, so wird man

*) Allgemeine Historie der Reisen rc. 3ter B. S. 178 = 181.

man überall willig und liebreich aufgenommen. In Gesellschaft mit einem Hottentotten reiset man sicher, und darf sich in jedem Flecken die größte Gastfreyheit und Güte versprechen. In allem, was ihnen anvertrauet wird, sind sie sorgfältig; ja sie machen es sich zur Pflicht, in den Kapeländern die Bushis, eine Art von Straßenräubern, wofür sie den größten Abscheu haben, wie Raubthiere auszurotten.

Gutartig und höflich sind die Einwohner in dem Königreich Benin; gefällig gegen alle Fremde, die Portugiesen ausgenommen. Geschenke, die man ihnen giebt, vergelten sie doppelt. Mit diesem Zeugniß des Nyendael stimmt Artus überein. Einen Fremden beleidigen, sagt dieser, wird als ein Verbrechen mit dem Tode bestraft; und er beschreibt selbst die Art der Todesstrafe. *)

Nicht

*) Allgemeine Historie der Reisen 2c. 4ter B. S. 450.

Nicht weniger sind die Einwohner von dem Königreich Kongo, die viel Fähigkeit und Witz haben, sehr freundlich gegen die Fremden, höflich, gesprächig. Ein jeder, erzählt Merolla, *) der vor Speisenden vorübergeht, setzt sich ohne Umstände in ihren Zirkel, und bekommt seinen Theil sowohl, als die andern, auch wenn die Portionen schon ausgetheilt sind; in welchem Fall der Vorschneider von eines jeden Teller etwas nimmt, um den Fremden zu versorgen. Es ist einerley, wenn auch viele von ungefähr dazu kommen, die alle eben so frey mit essen und trinken dürfen, als wenn sie eingeladen wären. Die Reisende pflegen dieses lieber zu thun, als daß sie von ihren eigenen Lebensmitteln essen, wenn sie auch noch so köstlich wären. Man muß sich verwundern, setzt Merolla hinzu, daß sie die Leute, die sich zu

*) Allgemeine Historie der Reisen &c. 4ter B. S. 713.

zu ihnen setzen, niemals fragen, wer sie sind, woher sie kommen, wohin sie gehen; alles dieß wird mit Stillschweigen übergangen, als ahmten sie die Locrer, ein Volk in Achaja, nach, bey welchen solche Fragen nach dem Bericht des Plutarch bey Strafe verboten waren.

Die Insel St. Juan oder Brava ist eins der fruchtbarsten Eylande des grünen Vorgebürgs. Die Einwohner leben in einer glücklichen Einfalt und Unschuld. Man kann sie nicht stärker beleidigen, als wenn man ihre Geschenke ausschlägt. Franklin versichert, daß sie sich angeboten, für ihn zu fischen, und daß sie ihm ohne sein Ansuchen alles gegeben, was die Insel hervorbringt. — Als der unglückliche Engländer, Kapitain Roberts, hier krank ward, versorgten sie ihn mit allen Nothwendigkeiten. Täglich besuchte ihn einer oder der andere von den Einwohnern, um sich nach seinem Zustand zu erkundigen, und niemand kam, ohne einen Vogel oder eine Frucht

mit-

mitzubringen. Sehr oft empfieng er aus ihren Händen Milch, Wachteln und Bananakuchen. Sie fällten Bauholz zu Bretern, um ihm ein Fahrzeug zu verfertigen. Bey seiner Abreise erklärten sie sich, sie wären zwar bekümmert, daß er sie verlassen wollte; allein da sie seine Wünsche nicht befriedigen könnten, so wären sie auch nicht so ungerecht, zu verlangen, daß er länger bey ihnen im Elend bliebe. Sie wünschten, daß ihr Eyland die Bedürfnisse und Ergötzlichkeiten des Lebens hervorbrächte, die sein Vaterland hätte; alsdann würden sie ihn vielleicht mit Gewalt bey sich behalten und glauben, daß sie ihm kein Unrecht thäten. Sie sagten, als er von Wiedervergeltung sprach, sie verlangten nichts, als seine gute Meynung von ihnen. Sie vereinigten sich darauf, so gut sie konnten, seine Abreise zu befördern. — Als 1680 der Hunger auf der Insel St. Philipps wütete, und sich einige arme Schwarze in einem portugiesischen Schiffe nach St. Juan

 über=

übersetzen ließen, wurden sie von den Einwohnern mit Freuden aufgenommen. Und da sie hörten, daß die neuen Ankömmlinge aus bloßem Mitleiden hinübergebracht worden, damit sie nicht verhungern möchten, so waren sie gleich bereit, zur Vergeltung dieses Liebesdienstes das Schiff mit Thieren und Lebensmitteln zu beladen. Die Neuangekommenen lebten in Ruhe und Zufriedenheit mit ihnen. Sie lehrten sie Baumwolle, die hier von Natur wächst, spinnen, und sich davon Kleider machen. Denn vorher giengen sie ganz nackt. *)

Der Engländer, Robert Backer, gieng, als er an den Gestaden von Guinea landete, mit acht andern in einem Boot ans Land. Als er nahe am Ufer war, riß ein heftiger Wind, von Donner und Regen begleitet, seine Schiffe von den Ankern, und trieb sie in die weite See. Die Schiffe, die nachher das Boot nicht

*) Allgemeine Historie der Reisen ꝛc. 2ter Th. S. 217 und 240.

nicht mehr antreffen konnten, begaben sich auf die Zurückreise nach England. Backer und seine Mitgenossen im Unglück, die keinen Platz zum Landen finden konnten, hatten schon drey Tage lang nichts gegessen. Nach mancherley Noth und Gefahren, nach tausend Beängstigungen und traurigen Berathschlagungen über die Wahl eines ungewissen Todes, entschlossen sie sich, der Barmherzigkeit der Portugiesen sich zu überlassen. Sie spannten das Segel auf, und eilten nach einem Kastel, das nicht über zwanzig Meilen entfernt war. Indem sie sich dem Ufer näherten, erblickten sie zween Portugiesen, deren einer eine weiße Fahne in der Hand hatte, und die ihnen winkten, ans Land zu kommen. Doch entfiel ihnen der Muth, und sie kehrten das Boot um. Als man dieß auf dem Kastel bemerkte, feuerte man unmittelbar auf das Boot, und traf die Segelstange. Untüchtig zur Gegenwehr schickte sich Backer mit seinen Gefährten in die Noth, und

ruderte, so geschwind er konnte, wieder nach dem Lande zu, um sich den Portugiesen zu ergeben. Dieses, glaubte er, würde ihnen gefallen. Allein zu seiner großen Verwunderung feuerten die Portugiesen immer heftiger auf ihn, je näher er ans Ufer kam; die Kugeln fielen haufenweise auf das Boot. Dennoch fuhren die Unglücklichen immer fort, bis sie endlich so nahe an den Wällen des Kastels waren, daß ihnen die Kanonenkugeln nicht schaden konnten. Sie wollten nunmehr landen, und ihr Schicksal auf den guten Willen der Portugiesen ankommen lassen. Allein es wurden ganze Steinregen von den Wällen des Kastels auf sie herabgestürzt, und bald nachher sahen sie einen Haufen mit Schild und Bogen gegen das Ufer kommen. Ihr Angriff war heftig; einige von Backers Leuten wurden von den Pfeilen verwundet. Voll Verzweifelung und ohne weitere Betrachtung ihres künftigen Schicksals stürzten sie in die See zurück, und

eilten bessere Menschen aufzusuchen. Sie hatten beschlossen, ihre Zuflucht nie wieder zu den Portugiesen zu nehmen, sondern ihr Leben und Glück den Schwarzen zu überlassen. Sie segelten dreyßig Meilen zurück, und warfen Anker. Die Einwohner kamen gleich ans Boot, und Backer und seine Gefährten suchten sie durch einige Geschenke zu gewinnen. Die Nachricht von ihrer Ankunft zog des Königs Sohn herbey. Backer gab ihm sein Unglück durch Zeichen sehr beweglich zu verstehen. Er bot ihm alle Güter an, die er im Boot hatte, wenn er sie in seinen Schutz nehmen, und ihnen in einer so großen Noth beystehen wollte. Der Anführer der Schwarzen ward durch die Thränen bewegt, die allen häufig über die Wangen flossen, weigerte sich, ihre Geschenke anzunehmen, und ermahnte sie, getrost zu seyn. Er eilte zu seinem Vater, um seinen Willen zu vernehmen. Bald darauf kam er zurück, und hieß sie ans Land steigen.

Indem sie voll Freude und Hoffnung zum Ufer ruderten, kamen ihnen auf fünfhundert Schwarze entgegen. Nahe am Lande schlug das Boot um. Doch die Schwarzen sprangen ins Wasser, um die Ankömmlinge zu retten, und brachten sie alle glücklich ans Land. Sie erhielten auch das Boot und alles, was sich darauf befand. Einige griffen nach den Rudern, andere tauchten nach den versunkenen Sachen unter. Sie zogen das Boot ans Ufer, und überlieferten jedes Stück, das den Engländern gehörte. Und darauf eilten sie, Eßwaaren zu holen, und erquickten die unglücklichen Fremden, bis ein französisches Schiff sie endlich nach Frankreich brachte. *)

Es wird nicht unangenehm seyn, noch einige Beyspiele gastfreyer Völker in einer andern Weltgegend zu betrachten. Seit einiger Zeit haben die Baschkiren in den entlegenen Pro=

*) Allgemeine Historie der Reisen rc. 1ster Th. S. 313 = 317.

Provinzen des russischen Reichs angefangen, das herumziehende Hirtenleben mit dem ruhigen Feldbau zu vertauschen. Sie bemühen sich, wenigstens so viel Getraide zu säen, als sie zur Befriedigung ihrer häuslichen Bedürfnisse nöthig haben. Indessen führen sie noch einen Theil des Jahres hindurch ihr voriges Hirtenleben. Sie ziehen mit ihrem Vieh von ihren Häusern weg, weidenreichen Gebürgen entgegen, und leben den Sommer von der Milch, die sie ihrer Heerde abnehmen. Die reine und angenehme Luft der Berge, die sie genießen, flößt ihnen bey der gesunden Nahrung Muth und Heiterkeit ein. Ihre ganze Verfassung hat noch die Simplicität des ersten Weltalters, die ihnen zu werth ist, als daß sie davon abweichen sollten. In ihren Sommerwohnplätzen üben sie mit Vergnügen die Gastfreyheit. Den ankommenden Gast empfangen sie mit Händedrücken. Sodann reichen sie ihm ein von Milch gemachtes Getränke, worinn ihre vor-

 nehmste

nehmste Nahrung besteht, und das nicht ohne Gebet genossen werden darf. Sie versorgen ihn damit auf den Weg, und geben lieber den letzten Vorrath her, als daß sie einen Reisenden unbeschenkt sollten weiter gehen lassen. *) — Unter allen Nationen unter der russischen Herrschaft sind die Wotjäken am meisten als arbeitsame Ackerleute berühmt. Der Fleiß im Landbau ist bey ihnen eine Ehre, die sie mit Hitze und Nacheiferung suchen. Ihr Reichthum ist Getraide, Bienen und Vieh. Eine friedliche Gemüthsart und ein allgemeiner Hang zur Freundschaft sind wesentliche Theile ihres Charakters. Die Reisenden nehmen sie mit ganz besonderer Gutherzigkeit auf, und suchen ihre freundliche Bewillkommung auf alle Art auszudrücken. Kaum ist man bey ihnen eingetreten, so steht auch schon Honig und Brod

auf

*) Lepechins Tagebuch der Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs. Aus dem Russisch. 1775. 2ter Th. S. 35.

auf dem Tische. *) — Die Tscheremissen, Tschuwaschen und Mordwinen haben dieses Gebet mit einander gemein: „Gott! segne mein Haus, daß ich Reisende aufnehmen, speisen und erwärmen könne!“

Selbst Nordens rauheste Gegenden werden von dem milden Lichte der Gastfreyheit erwärmt. Die Betrachtung der wilden Natur ringsumher und des unbarmherzigen Himmels, der über ihn herabhängt, kann schon allein den gutartigen Isländer zum Mitleiden gegen den Reisenden mächtiger antreiben. Die tiefe Einsamkeit, worinn er begraben liegt, und die Seltenheit des Anblicks einer fremden Gestalt, geben dem allgemeinen Trieb zur Geselligkeit, sobald er erregt wird, bey ihm einen fühlbarern Reiz. Er ist, so weit er entfernt liegt, so selten ihm auch die Freude zu bewirthen gegönnt

*) Rytschkow Tagebuch seiner Reise durch die Provinzen des russischen Reichs. Aus dem Russischen. 1774. S. 173.

gönnt ist, nicht weniger, als die Söhne einer mildern Natur, zur Gastfreundschaft aufgelegt. In den meisten Häusern in Island ist noch jetzt ein besonderes Zimmer zur Aufnahme der Fremden bestimmt. Auf den Landwegen sogar gab es vormals in Wester-Island verschiedene freye Herbergen, die von wohlthätigen Personen errichtet und unterhalten wurden. Zwo solcher Herbergen führt Olafsen *) als besondere Beyspiele an; sie waren von vornehmen Frauen gestiftet, und hatten einerley Einrichtung. Immer stand Essen auf dem Tische, welches Reisende frey genießen konnten; die Matronen saßen selbst vor den Thüren, und nöthigten alle, welche vorbeyreisen wollten, abzusteigen und Erfrischungen zu nehmen. Vornehme Männer gaben ein gleiches Beyspiel. Sie verließen ihre versteckten Oerter, wo wenige an ihren Gutthaten Theil nehmen konnten, und

*) Olaffens Reise durch Island 2c. Aus dem Dänisch. 1774. ister Th. S. 195.

und baueten an den freyen Landwegen ihre Höfe, auf welche die Reisenden nothwendig stoßen mußten, und wo sie mit Speise und Wärme erquickt wurden. — Outhier, der mit Maupertuis und andern Mitgliedern der französischen Academie nach Norden reisete, versichert, *) daß die Gastfreyheit durchgängig in ganz Lappland ausgeübt wird. „Wenn die Bedürfnisse einer Ruhe, sagt er, oder die Furcht vor bösem Wetter uns nöthigte, in ein Haus zu gehen; so eilte der Herr, wenn wir gleich keinen Dollmetscher bey uns hatten, uns ein Zimmer zu eröffnen, welches nur für die Fremden bestimmt war, und blieb vor uns stehen und sah uns an. Seine Familie versammelte sich um uns herum; jeder bezeugte einen Eifer, uns zu dienen. Man zündete geschwind ein Feuer an, und man brachte uns, ohne daß wir es forderten, was man an Speise vorräthig hatte.“

Diese

*) Allgemeine Historie der Reisen rc. 17ter B. S. 346.

Diese in zuverlässigen Quellen selbst aufgesuchte und noch nicht allgemein bekannte Beyspiele, womit wir uns vors erste begnügen, geben einen hinreichenden Beweis, daß die Neigung zur Gastfreyheit der unverderbten menschlichen Natur nicht fremde ist. Da sie, nicht ohne Vorbedacht, aus Völkerschaften, die gar nicht mit einander verwandt sind, und aus verschiedenen Himmelsgegenden ausgehoben sind; so werden sie dadurch ohne Zweifel in den Augen unverblendeter Richter ein Gewicht mehr erhalten. Sie zeigen, daß der Mensch, der Natur überlassen, gut ist, wenigstens viel besser ist, als Nationalhaß, Vorurtheil und Aberglauben ihn vorstellen.

5.

„Es ist keine Neigung in der menschlichen Natur allgemeiner, „als der Haß gegen Fremde."

Dieser Satz ist befremdend, er ist es noch mehr nach der Menge von Beyspielen, die wir

von dem Gegentheil aufgestellt haben. Wenn irgend ein seichter Kopf ihn hingeworfen hätte, aus Unbedachtsamkeit oder aus einer gewissen Eitelkeit, etwas Paradoxes zu sagen; so würde man ruhig vor ihm vorübergehen, und ihn seinem Schicksal überlassen können. Aber es ist der Satz eines Philosophen, der durch Beobachtung, Scharfsinn, Weltkenntniß und Entdeckungsgeist verehrungswürdig ist, dem Verdienste eine allgemeine Hochachtung und eine Stelle unter den besten Schriftstellern unsers Jahrhunderts erworben haben. Es ist ein Satz, dem er in einem wichtigen Werke einen eigenen Platz zur ausführlichen Bestätigung widmet, den er für ausgemacht hält. Home ist es, der es sagt, *) und der gehört zu werden verdient. Ehe wir demnach einen Schritt weiter vorrücken können, sind wir genöthigt, diesen Satz aus dem Wege zu wälzen.

Bey

*) Versuche über die Geschichte des Menschen. Aus dem Engl. 1774. 1ster Th. S. 19=20. 415. u. s. w.

Bey der ersten flüchtigen Betrachtung desselben wird man gleich empfinden, wie hart, wenn seine Richtigkeit erwiesen wäre, wie hart das Verfahren der Natur gegen den Menschen gewesen seyn müßte. Ein Haß gegen Nebenmenschen, die keinen andern Fehler haben, als daß sie nicht zu unserm Stamm, zu unsrer Nation gehören — ein Haß, der allgemein wäre, oder doch die meisten Völkerschaften des Erdbodens beherrschte — ein Haß, der von der Natur selbst eingepflanzt, der in der Einrichtung des menschlichen Wesens gegründet wäre — dieser Haß ist nicht blos hie und da einem Menschen, sondern ganzen Nationen als ein Naturtrieb eingeflößt — welche Grausamkeit von dem Vater der Natur würde nicht eine solche Einrichtung seyn, wie widersprechend mit allen seinen übrigen Anordnungen voll Weisheit, so weit wir sie kennen, wie nachtheilig der Bestimmung edler Geschöpfe, die bey Instinkten und Gefühlen auch die Vernunft zum Eigenthum erhalten haben!

Wenn

Wenn die Bestimmung solcher Geschöpfe und von einem solchen Urheber keine andere, als Glückseligkeit, seyn kann; so muß die ganze Einrichtung ihrer Natur dieser Bestimmung gemäß seyn, so kann allgemeiner Haß gegen andere Menschen eben so wenig natürlich seyn, als das Laster überhaupt in diesem Verstande natürlich ist. Der Mensch soll glücklich seyn. Er kann es aber nie ganz, ohne andere Menschen, seyn. Kein Thier ist ohne Geselligkeit so unglücklich, als der Mensch es seyn würde; kein Thier ist durch Geselligkeit so glücklich, als der Mensch es seyn kann. Die Natur gab ihm den Trieb der Geselligkeit und der Sympathie, um ihn mit seinen Nebenmenschen zu vereinigen, und durch diese Vereinigung ihm mehr Veranlassung und Hülfe zur Entwickelung seiner Fähigkeiten und Gefühle zu verschaffen, seinen Fortgang zum gesitteten Zustande, zur Ordnung, zur Liebe des Wahren und des Guten, zu jeder Art der Vollkommenheit zu be-

schleunigen, und ihn durch die Empfindungen zu veredeln, die Mitleiden, Freundschaft, Gutthätigkeit und jede andre gesellige Tugend gewährt. Es kann demnach so wenig der Wille der Natur seyn, daß ein Mensch den andern, eine Nation die andre haßt, daß sie sich vielmehr wider einen solchen Haß durch die Triebe der Geselligkeit und der Sympathie laut genug erklärt hat. Wenn indessen ein Haß mancher Stämme und Völkerschaften gegen einander da gewesen oder noch da ist, so ist er wider die Absichten der Natur entstanden, durch zufällige Veranlassungen, welche die Triebe der Geselligkeit und Sympathie unterdrückten. Er ist also nicht als Naturtrieb anzusehen, so wenig als er jemals ganz allgemein gewesen ist.

Man weis es ohne unsre Erläuterung, wie theils der äußerste Stand der Wildheit jede gesellige Tugend erstickt, theils wie, unter den Gährungen der Entstehung und ersten Bildung der Gesellschaften, Haß und Widerwillen und

Verachtung sehr leicht ein Volk gegen das andere einnehmen, und besonders während ihrer Kriege eine Zeitlang fortdauern können. Allein wie wenig läßt sich aus solchen einzelnen und vorübergehenden Zuständen eine allgemeine und feststehende Behauptung von der ganzen Menschheit ziehen.

Home scheint in seinem Werke mehr die Absicht zu haben, zu seinen von den Menschen angenommenen Grundsätzen Beweise und Bestätigung aus der Geschichte aufzusuchen, als wahre Grundsätze, die Resultate von Beobachtungen und Vergleichungen aus der Geschichte wären, vorzulegen. Weil er also oft sehen mußte, daß die Geschichte seinen zu willkührlichen Sätzen widerspricht, so fällt er, indem er den Widerspruch zu heben sucht, zuweilen von einer Verwirrung in die andere. Der Haß gegen Fremde, sagt er, *) macht ein Stück unsrer Natur aus; er herrscht unter einzelnen

*) S. 420.

Personen im Privatleben; er brennt zwischen benachbarten Stämmen; er ist sogar in der Kindheit sichtbar. Gleichwohl erblickt Home wieder so redende Beyspiele der Leutseligkeit, Freundschaft und Gastfreyheit selbst ganz roher Völker gegen Fremde, daß er sich nicht wenig in Verlegenheit gesetzt fühlt. Er sucht sich zu helfen.

Die Beyspiele der Gastfreundschaft, die er ohne genaue Anzeige der Quellen anführt, *) sind beweisend genug, ob es gleich nur wenige und nicht durchgängig die erheblichsten sind. Da sie indessen doch immer eine neue Bestätigung unsrer Sache enthalten, so würden wir sie für unsern Vortheil ergreifen können, wenn wir bey dem Ueberfluß andrer Beyspiele einen solchen Behelf nöthig hätten. Alles aber, was Home in ihnen findet, ist dieses, daß er einigen Stämmen Leutseligkeit und Gastfreundschaft zugestehen muß, wodurch sie sich von der großen Menge

*) S. 20 = 24. S. 422.

Menge der Nationen des Erdbodens unterscheiden. Sie sind, wie er behaupten will, bloße Ausnahmen von der allgemeinen Regel. Wenn indessen hier die Entscheidung von der Anzahl der historischen Beweise abhängen soll, so kann es nicht schwer seyn, durch Vorführung einer weit größern Menge von Völkern, die von keinem Haß gegen Fremde wissen, die vielmehr die Gastfreyheit gegen sie ausüben, ein Uebergewicht zu gewinnen. Die noch immer sehr wenigen Beyspiele von Abneigung gegen Fremde, die Home anführt, *) sind in der That nicht so wichtig, daß sie für seinen Satz bewiesen; vielmehr beweisen sie zum Theil etwas ganz anders, als was er sie beweisen lassen will.

Die Beyspiele von gastfreyen Völkern, die er als Ausnahmen von der allgemeinen Gesinnungsart der menschlichen Natur ansieht, scheinen ihm so unerklärbar, daß er seine Verwunderung nicht genug bezeugen kann. Es ist ein sonder-

*) S. 416. u. s. w.

sonderbares Phänomen, sagt er,*) daß die Einwohner entfernter Inseln, die von der übrigen Welt so sehr abgesondert sind, keinen Widerwillen gegen Fremde haben, sondern vielmehr den ersten, die sie wahrscheinlicher Weise sahen, die größte Liebe und Wohlgewogenheit erzeigten. Es ist vergeblich, wenn man hier vom Klima reden will, weil man in allen Gegenden einen Haß gegen Fremde findet. Es ist kein anderer Weg, die entgegen gesetzten Sitten gastfreyer und ungastfreyer Völker zu erklären, als daß sie von verschiedenen Gattungen und Stämmen seyn müssen.

Auf alles dieses läßt sich noch immer antworten. Außer den Trieben der Geselligkeit und der Sympathie, konnten Neubegierde und andre Neigungen die Insulaner zur freundlichen Aufnahme solcher Geschöpfe, die ihnen ähnlich waren, und von welchen sie nichts zu befürchten glaubten, leicht willig machen; auch konnte

*) S. 24. 25.

konnte allerdings das glückliche Klima, z. B. auf Otaheite, das Heiterkeit des Geistes und Milde der Gefühle befördern hilft, daran einen Antheil haben. Nichts aber ist mehr unerwartet und weniger befriedigend, als daß eine Verschiedenheit der Abstammung, zu welcher Home seine Zuflucht nimmt, den Grund zur Erklärung dieser Erscheinung hergeben soll. Wenn man nicht läugnen kann, daß mit der menschlichen Natur gesellige und sympathetische Triebe verknüpft sind, daß sie bald mehr, bald weniger Auswickelung und Stärke gewinnen, aber auch einer Unterdrückung und Einschränkung unterworfen seyn können; so bleibt ein gerader, und wie es scheint, richtiger Weg offen, die Aeußerungen sowohl als die Zurückhaltungen der Gastfreundschaft zu erklären. Was beym Home Auflösung seyn soll, ist nichts mehr und nichts weniger als Zerschneidung. Es erklärt nicht das, was erklärt werden soll, und läuft außerdem auf eine bloße Voraussetzung

hinaus, die zu wenig Grund hat, als daß sie eine Aufnahme zu erwarten berechtigt wäre.

6.

Furcht ist gewöhnlich die erste Bewegung der Wilden bey dem Anblicke der Fremden, die gerüstet an ihren Gestaden landen. Die Ungewißheit wegen ihrer Absichten, das Gefühl der Schwäche oder der zur Vertheidigung noch nicht abgemessenen Kräfte, die Erinnerung erlittener Feindseligkeiten, alles dieses rechtfertigt jene Bewegung. Die Geschichte zeigt indessen, daß die Wilden zuweilen nichts von Furcht wußten, es sey aus tiefer Dummheit und Schwäche des Geistes, oder aus einer glücklichen Unwissenheit, daß Menschen Menschen beleidigen können. Wie gut wurden nicht die Spanier von den Wilden in Amerika aufgenommen! Sie kamen ohne Waffen ans Ufer. Sie brachten voll Zutrauen und Munterkeit ihre Früchte. Sie setzten die Spanier auf ihre Schultern, um sie

ans Land zu bringen. Männer, Weiber und Kinder eilten, ihnen Lebensmittel zuzutragen.

Aber wie viele Ursachen hatten sie zu fürchten, nachdem die Spanier den Anfang ihrer unerhörten Grausamkeiten gegen sie gemacht hatten. Das Gemälde von der Tyranney und Wuth der Spanier in der neuen Welt ist zu schrecklich, als daß ein menschenfreundliches Auge den Anblick desselben lange aushalten könnte. Ueberall Könige vom Thron geworfen, ihre Unterthanen erwürgt, ihre Staaten sich zugeeignet, die entsetzlichsten Beleidigungen des Naturrechts, unterdessen daß man in Europa mit Werken der christlichen Liebe ein Gepränge machte. Ueberall das Eigenthum schuldloser Menschen geraubt, ihre Hütten umgestürzt, ihre Felder verbrannt, ihre Lebensmittel verheert. Ueberall Ketten, Krankheit und Hunger ausgebreitet; die Ufer des Meeres mit dem Blute frommer Völkerschaften gefärbt; die Wälder voll Leichname von Weibern und Kindern, zer-

rissen von Hunden, welche die rechtgläubigen Spanier auf sie loshetzten. Tausende haben sich in der Verzweifelung selbst das Leben genommen; Mütter haben in einer von Rache und Mitleiden vermischten Wuth ihre Kinder an der Brust getödtet, um ihren Henkern nicht das grausame Vergnügen zu lassen. Dieser Spanier eigner Landsmann, der rechtschaffene und berühmte Bischof **Las Casas**, der lange ein Augenzeuge ihrer Tyranneyen gewesen war, warf ihnen vor den Augen der ganzen Welt vor, daß sie funfzehn Millionen Indianer umgebracht hatten. Man wagte es nicht, ihn einer Uebertreibung zu beschuldigen, und mußte es leiden, daß seine Schrift der Nation ein Brandmal eindrückte, das keine Zeit jemals vertilgen wird. Welches gesittete Volk in **Europa** würde nicht durch solche ungeheure Grausamkeiten zur Rache und Wuth hingerissen seyn? — Der schmutzige Geiz und die Härte, welche die **Holländer** in ihren Besitzungen ausüben, sind überall be-

kannt. Und die Nation, die ihrer sanftern Empfindungen wegen so berühmt, ihrer Sitten wegen so liebenswürdig ist, welche Abscheulichkeiten begeht sie nicht auf den Inseln Frankreich und Bourbon, Abscheulichkeiten, wovon ihr eigener Landsmann, der menschenfreundliche St. Pierre, noch vor nicht langer Zeit ein so niederschlagendes Gemälde aufgestellt hat. *) Selbst die ältern Engländer haben es auf ihren Reisen um die Welt nicht an Gewaltthätigkeit und Blutvergießen fehlen lassen, sehr unterschieden von den Menschenfreunden, die zuletzt die Südsee besegelten, und den Insulanern, bey welchen sie gelandet hatten, Saamen zu Getraide und gesunden Pflanzen, nützliche Thiere zur Zucht, hinterließen. — Zorn und Rache, sagt man, sind bey den Wilden herrschend. Aber Zorn und Rache, die ohnedieß den Wilden nicht mehr ungesellig, als den gesitteten

*) Reise eines Königl. Franz. Officiers nach den Inseln Frankreich und Bourbon ꝛc. 1774. S. 146 - 151.

sitteten Europäer machen, werden durch empfangene Beleidigungen gereizt. Und welche Beleidigungen sind unverschuldeter, grausamer und anhaltender gewesen, als diejenigen, welche die Europäer in der neuen Welt ausgeübt haben?

Die Grausamkeit, worüber man die Wilden anklagt, ist sehr oft eine Folge von den Beyspielen der Europäer, die sie gesehen, und der Tyranney, die sie von ihnen erdulden müssen, gewesen. Denn es ist doch wohl unläugbar, daß Grausamkeit der Natur des Menschen zufällig ist, und von äußerlichen Ursachen, von harten Bedürfnissen, durch Gewohnheit u. s. w. entspringt. Und die Wilden, die sich zuweilen der Grausamkeit gegen Europäer überließen, waren fast immer in dem Fall der Vertheidigung, der eine Ueberschreitung der Gränze eher entschuldigt und nach ihrer Meynung selbst zu rechtfertigen schien. Sobald die Nothwendigkeit der Vertheidigung aufhörte, und die Hoffnung des

Friedens

Friedens sich ihnen näherte; so fiengen sie auch an, ihr Herz den sanftern Bewegungen des Zutrauens und der Freundschaft zu eröffnen. Aus hundert Beyspielen, die diese Bemerkung bestätigen könnten, dürfen wir nur die Neu-Seeländer betrachten, die unter einander einen leutseligen Umgang unterhalten, aber wegen ihrer Wildheit und ihres Betragens gegen Feinde so berüchtigt sind. „Sollte sich indessen, urtheilt Kapitain Cook, *) der sie vor einigen Jahren besuchte, je ein Pflanzvolk unter ihnen niederlassen wollen, so würden ihm nicht nur die Verfassungen und Umstände dieser armen Leute, sondern auch ihre Gemüthsart ungemein zu statten kommen. Ihrer Lage wegen bedürfen sie Schutz; ihrer Gemüthsart nach kann man sie sich durch Güte sehr ergeben machen. Und wenn sich auch allenfalls Gründe anführen ließen, daß man Völker, die durch die Freyge-

bigkeit

*) Geschichte der Seereisen und Entdeckungen im Süd-meer ꝛc. 3ter Th. S. 39. 40.

bigkeit der Natur im üppigen Müßiggange leben, nicht aus ihrem ungesitteten Zustande herausziehen müsse; so könnte doch dieses hier nicht gelten. Vielmehr würde eine bürgerliche Verfassung ohne Widerrede ein unschätzbarer Segen für solche Leute seyn, gegen welche sich die Natur so karg erwiesen, daß sie ihnen weiter nichts, als nur den nothdürftigsten Unterhalt des Lebens, dargereicht hat, und die gezwungen sind, sich unter einander beständig aufzureiben, wenn sie nicht vor Hunger sterben wollen. Da diese Leute einmal des Kriegs gewohnt und geneigt sind, jeden Fremden für einen Feind anzusehen; so waren sie auch stets bereit, uns anzugreifen, wenn sie nicht durch unsre augenscheinliche Ueberlegenheit in Schranken gehalten wurden. Anfangs wußten sie von keiner andern Ueberlegenheit, als die in der Anzahl besteht; und so oft sie diese auf ihrer Seite hatten, hielten sie alle unsre Bemühungen, ihnen Güte zu bezeigen, blos für Beweise unsrer Furchtsamkeit,

und

und für Kunstgriffe, wodurch wir sie zu täuschen und uns selbst zu retten gedachten. Sobald sie aber durch die abgenöthigte Würkung unsers nur mit Schroot geladenen Schießgewehrs überzeugt worden, daß wir ein großes Uebergewicht über sie hatten, und nachher auch fanden, daß wir uns desselben blos zu unsrer Vertheidigung bedienten; so sahen sie bald ein, daß wir außer unsrer Macht auch würklich geneigt waren, Güte gegen sie auszuüben. Und sobald diese Erkenntniß erst bey ihnen bewürkt war, wurden sie auf einmal freundlich und selbst liebreich. Sie setzten das unumschränkteste Vertrauen auf uns, und thaten alles, was uns nur veranlassen konnte, gegenseitig ein gleich großes Vertrauen auf sie zu setzen. Auch ist es merkwürdig, daß, sobald nur ein gegenseitiger freundschaftlicher Umgang zwischen uns und ihnen zu Stande gebracht war, wir nur sehr selten Ursache hatten, uns über Betrug und Diebstahl von ihrer Seite zu beschweren. Vorher aber, und so lange sie

uns noch als Feinde betrachteten, die nur an diese Küste kämen, um sich an ihnen zu bereichern, trugen sie freylich kein Bedenken, es durch das erste und beste Mittel eben so auf unsre Kosten zu machen; und wenn sie den Gegenwerth für eine Sache, die sie feil boten, empfangen hatten, packten sie oft so wohl das Verkaufte, als auch den Kaufpreiß, mit aller Gelassenheit zusammen, als ob es eine rechtmäßige Beute wäre, die sie Leuten abgenommen hätten, welche selbst nur aufs Plündern ausgegangen waren."

Der berühmte Dampier, der kein tollkühner Wageheld, sondern ein Mann von vieler Behutsamkeit und Beobachtungsgeist war, der so viele wilde Nationen auf den Inseln gesehen hatte, machte die Bemerkung: „es gebe kein Volk auf der Erde, zu dem er sich scheuen würde unbewehrt und allein zu treten, wofern es nur nicht vorher von einem aus seiner Gesellschaft ohne Ursache wäre beleidigt worden."

Eben

Eben so verliert die Beschuldigung der Wilden wegen ihrer Dieberey gegen Fremde viel, wenn man sie nur mit etwas weniger Partheylichkeit, als gewöhnlich ist, und etwas mehr Rücksicht auf ihre Lage beurtheilt. Es kann ihnen wenigstens nicht unbillig scheinen, sich an Unbekannten, die ohne Vorfrage und Erlaubniß in ihr Eigenthum einfallen und wegnehmen, was ihnen gefällt, durch kleine Entwendungen wieder zu entschädigen. Ihre Bedürfnisse sind zuweilen sehr dringend, und, bey ihren geringen Begriffen von Recht und Unrecht, können sie nicht lange Berathschlagung über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit der Mittel anstellen, diese Bedürfnisse zu befriedigen. Unwissenheit und Neubegierde vereinigen sich nicht selten, den Werth einer unbekannten Sache in ihren Augen zu vergrößern; sie entbrennen gleich, sie in ihren Besitz zu bekommen. Und da ihnen der Weg der Verträge nicht allemal bekannt ist, da sie von dem Erfolg einer Unter-

handlung nicht versichert, oder um ihn abzuwarten zu ungeduldig sind, so scheint der erste glückliche Griff, der ihre Wünsche befriedigt, ihnen auch der beste zu seyn. Indessen trifft man viele Beyspiele an, daß die Oberhäupter der Wilden, wenn sich die Europäer über eine Entwendung beschwerten, nicht blos den Thäter zu entdecken suchten, sondern ihn auch oft bestraften. Doch man kann sich über die Neigung der Wilden zur Dieberey, worüber verschiedene Reisende klagen, nicht nachdrücklicher erklären, als durch das, was der Verfasser des Tagebuchs der neuesten Reise um die Welt *) darüber sagt, indem er von den Inseln in dem Südmeer redet. „Ist es nicht sehr natürlich, sagt er, wenn ein Volk eine Gesellschaft von Fremden kommen sieht, die ohne Umstände seine Bäume niederhauen, seine Früchte einsammeln,

*) Tagebuch von Kapitain Cook's neuester Reise um die Welt und in die südliche Hemisphäre rc. S. 39. 40.

sammeln, sein Vieh wegschleppen, mit einem Worte nehmen, was sie nöthig haben, daß dieses Volk mit den Fremden eben so wenig Umstände macht? Und wenn dies strafbar ist, wer hat die meiste Schuld, der Christ oder der Wilde? Der, welcher ein Beyspiel giebt, oder der, welcher ihm folgt? Vielleicht ist der Hang zur Dieberey unter ihnen lange nicht so mächtig, als er unter uns ist, wo die darauf gesetzte Strafe die härteste ist, und dennoch die Schrecken des Todes seinem Ausbruch nicht Einhalt thun können. Warum wollen wir denn dem Wilden die Dieberey vorwerfen? Vielleicht weil er in andern Stücken den Christen durch sein unschuldiges Leben beschämt; oder sollen alle seine andern Tugenden dadurch ausgelöscht werden, daß er ein Laster mit den Christen gemein hat? Aber eben dieses Laster, wenn es unter den erwähnten Umständen ein Laster zu nennen ist, war leicht zu verhindern. Die Bedingungen des Handels waren ihnen nicht

sobald bekannt gemacht und von ihnen begriffen worden, so hielten sie sie auch an ihrer Seite unverbrüchlich. Für ein Beil gaben sie ein Schwein, und für einen Nagel einen Kapaun. Der Fremde hatte gewiß nicht Ursache, sich über den Eyländer wegen Erpressung zu beklagen, oder ihm einen bösen Namen zu machen, da er ihm alles, was er brauchte, auf die leidlichsten Bedingungen zukommen ließ. Aus der Erzählung unsrer Tagebücher, und aus dem Bericht aller vorigen Reisenden erhellet, daß die Einwohner der südlichen Inseln, sobald sie beruhigt waren, daß die Europäer ihr Land nicht in feindseliger Absicht überfallen wollten, nicht nur alles willig an sie vertauschten, was sie am meisten zu verlangen schienen, sondern sie auch noch mit Geschenken von den besten Sachen, die ihr Land hervorbrachte, überhäuften. Fanden die brittischen Reisende Widerstand, so war es ihrem fürchterlichen Ansehen und der Besorgniß der Einwohner,

daß

daß sie böse Absichten hatten, zuzuschreiben. Als diese Besorgnisse einmal gehoben waren, so hörten alle Vorurtheile von selbst auf.“ — Nichts ist, ich gesteh es, sonderbarer, als daß die Europäer so sehr über die kleinen Dieberenen der Wilden schrenen, sie, die Millionen aus ihren Goldgruben stahlen, Mexico, Peru und andere Reiche raubten, und um nichts zu übersehen, was die Schande ihrer Unternehmung erhöhen konnte, von Päbsten, die eben so niederträchtig als die Eroberer waren, diesen Raub für rechtmäßig erklären ließen.

Was Oviedo von St. Domingo bemerkt, gilt fast von allen Eroberungen in der neuen Welt. Die ersten Eroberer, sagt er, *) bekümmerten sich wenig um die Sitten und Gewohnheiten dieser Insel; sie dachten fast nicht eher an die Beschreibung der Einwohner, als bis sie alles verwüstet hatten. Indessen weis man,

*) Geschichte von St. Domingo im 13ten B. der allgemeinen Historie der Reisen 2c. S. 238.

man, daß unter den wenigen Gesetzen, welche die alten Insulaner hatten, das strengste den Diebstahl betraf. Der Schuldige ward gespießt, ohne daß jemand für ihn bitten durfte. Diese Strenge hatte nicht nur viel Sicherheit im Umgange verschafft, sondern auch die Habsucht völlig verbannt. Sie hatte die Einwohner so geneigt gemacht, einander gegenseitig zu helfen, daß die Gastfreundschaft jedem erwiesen ward, und man Beystand in jedem Hause fand, ohne da bekannt zu seyn.

Wenn es in einer ausgemachten Sache noch eines Beweises bedürfte, so könnten wir hier ausführlich zeigen, wie sehr die Sitten der neuen Welt sich durch die Bekanntschaft mit den Europäern verschlimmert haben. Für die Freyheit und Ruhe, die sie da zerstörten, gaben sie Ketten und Jammer; für das Gold, das sie da raubten, Laster. Man hat bemerkt, daß unter allen Insulanern am grünen Vorgebürge die Einwohner auf St. Nicolas am

meisten der Neigung, Fremde zu bestehlen, ergeben sind; und gerade hier haben die Portugiesen, dessen Pöbel die Dieberey so eigen ist, am längsten Verkehr gehabt. Die Spanier leugnen es selbst nicht, daß sie durch ihre Grausamkeit, durch ihren unersättlichen Geiz, durch ihre listige Betrügereyen den Charakter der Peruaner sehr verderbt haben. Am wenigsten haben noch von der allgemeinen Pest der spanischen Laster diejenigen gelitten, welche sich in den Gebürgen verbergen. Und bey diesem Theil werden noch manche Spuren der alten Ehrlichkeit und Güte angetroffen. Viele unter ihnen, erzählt Frezier, nehmen die Fremden großmüthig auf, und behalten sie lange Zeit bey sich, ohne einige Vergeltung. Ob sie gleich die Spanier hassen und verachten, so können sie doch nicht unterlassen, ihnen bey Gelegenheit viel Gutes zu erweisen. Correal sah, daß einige Creolen oft auf den Heerstraßen umherzogen, um auszuspüren, ob sie keine arme Rei-

sende antreffen könnten. Fanden sie solche, so hielten sie sie bis an den Ort frey, wohin sie gedachten, und bezahlten auch oft ohne ihr Wissen die Fracht. *)

Es ist gewiß, daß wir von dem Charakter mancher unkultivirten Völker viel vortheilhaftere Nachrichten haben würden, wenn die Europäer nicht so oft ihre Bekanntschaft mit Beleidigungen angefangen hätten. Man weis außerdem, wie falsch und verstellt zum Theil die Berichte von dem ersten Zustande der Bewohner der neuen Welt ausgefallen; wie man vor Dummheit und Aberglauben kaum noch in ihnen Menschen erkennen können; wie sehr man die Beschreibung ihrer Wildheit übertrieben, um die Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten zu rechtfertigen, die man sich gegen sie erlaubt hatte; wie oft man ihnen Laster beygelegt, wovon die bald nachfolgende Reisende keine Spur ange-

*) Allgemeine Historie der Reisen rc. 15ter B. S. 484.

angetroffen; wie wenig man endlich bey der Hitze des Eroberungsgeistes und bey der Gewinnsüchtigkeit des Handels zu richtigen Beobachtungen über die menschliche Natur geschickt ist. Man weis, sage ich, alles dieses, und kann doch noch fortfahren, sich unter dem Namen des Wilden nichts anders, als die ganze Rohigkeit und Lasterhaftigkeit, zu denken, worein nur je die menschliche Natur versinken kann. Unterdessen, wenn auf den europäischen Schiffen Zank, Dieberey, Meüterey, Aufruhr und Mord herrschten, spielten an den Gestaden, wohin sie trieben, die Wilden mit ihren Weibern und Kindern in einer Ruhe, die eben so glücklich macht, als ihre Quelle, die Unschuld des Lebens, beneidenswerth ist. —

7.

So lange die Begriffe vom Feinde und vom Fremden bey rohen Völkerschaften noch nicht getrennt waren, so lange war auch das Verhalten

gegen beyde nicht unterschieden. Es scheint indessen zur Vermischung dieser Begriffe nur eine tiefe Barbarey verleiten zu können, ein Mistrauen, eine Furchtsamkeit, die sich auf eine ungemeine Unfähigkeit, wahrzunehmen und zu unterscheiden, gründet. Man kann nicht ohne Verwunderung sehen, wie einige Völker so lange in dem Wahn verharren können, jeden Fremden, der ihr Land betrat, als ihren Feind zu betrachten. Wenn dieses auch der Fall bey den ältesten nordischen Völkerschaften war, so läßt sich daraus noch nicht ganz das unbarmherzige Verfahren erklären, das sie sich gegen Unglückliche erlaubten, die ein Schiffbruch an ihre Ufer warf. Wie konnte hier die Idee des Feindes noch mit der Idee des Fremden bestehen, oder jene sich dieser zugesellen? Gleichwohl war Plünderung und Sclaverey immer das Schicksal, das diese unglücklichen Fremde, die nichts weniger als Feinde seyn konnten, zu erwarten hatten. „Die Rache des Himmels

erklärt

erklärt sich; es sind Gottlose, die das Meer von sich speyet; jede Handlung ist gegen sie erlaubt; die erzürnte Gottheit schenkt uns selbst den Raub, und fordert uns auf, ihr Gericht zu vollziehen." Nichts als dieser Gedanke, den nur die tiefste Barbarey und der schrecklichste Aberglaube erzeugen konnte, kann es begreiflicher machen, wie man sich zu einer so gänzlichen Unterdrückung aller sympathetischen Gefühle verhärten können. Denn nichts ist so mächtig, den Menschen aller Menschlichkeit zu berauben, als der Aberglaube. Was hätte er sonst, so raubbegierig er auch seyn mochte, mehr als den Anblick des Unglücks nöthig gehabt, um sich zum Mitleiden erweicht zu fühlen? Er hörte den Sturm toben, sahe Wellen über Wellen sich thürmen, das schwache Fahrzeug zerschlagen, hie und da Trümmern, mit unglücklichen Menschen beschwert, umhertreiben, bald sinken, bald sich wieder aus dem Abgrund erheben; das Gewinsel und Todesgeschrey schlug

dumpf

dumpf zum Ufer herüber; jede Beängstigung, jeder Schauer der Sterbenden und der Verzweifelnden drang auf ihn zu; blaß, erstarrt, athemlos kamen hin und wieder unter den todten Leichnamen noch einige angetrieben, in welchen die letzten Kräfte des Lebens kämpften; sie wälzten sich, so wie sie sich allmählich erholten, vor ihm im Sande, hoben die schwachen Hände empor, und ihr erster Laut war ein Gewinsel um Hülfe oder doch um Verschonung. Alles Gefühls beraubt, unerschütterlich gegen jeden Eindruck der Menschlichkeit verhärtet, fiel der Barbar über die Elenden her, riß ihnen das nasse Kleid von den erstarrten Gliedern weg, raubte ihnen das Gut, das ihnen zum Gestade nachschwamm, das ihnen selbst das Meer, so groß auch seine Wuth war, noch gönnte, raubte ihnen das Bret, das ihr Leben getragen hatte. Wer mag sich alles dieses gedenken, ohne über die Grade der Unmenschlichkeit zu erschrecken, zu welcher zuweilen

der

der Mensch fähig gewesen? Aber wenn ein Verfahren dieser Art von der Barbarey der Zeit, die vielleicht ihre letzte Stufe erstiegen hatte, entschuldigt werden könnte; was können wir sagen, um diese unmenschliche Gewohnheit, die nachher den Namen von Strandrecht stahl, in den Jahrhunderten des Lichts und des Christenthums, nicht etwa zu entschuldigen, sondern nur begreiflich zu machen, wie sie noch da so lange geduldet werden können? Vielleicht haben die neuern Zeiten nichts, das mehr die Menschheit erniedrigt, mehr die Vernunft und die Sitten beschimpft hat, als daß man das Recht, das Unglückliche auf Mitleiden und Beystand haben, gegen sie in ein Recht zur Räuberey verdrehete.

Doch wir entfernen uns von diesen niederschlagenden Scenen. Nicht überall und nicht allezeit war der Mensch so unglücklich, ein Unmensch zu seyn. Die Würksamkeit seiner edlen Naturtriebe brach oft durch die Finsterniß seines

Geistes, durch die Rohigkeit seiner Sitten hervor. Sie trieb ihn zur Anerkennung des Rechts eines Fremden auf Sicherheit vor Beleidigung, Sicherheit in einem Lande, das er ohne feindselige Absicht besuchte, das er nicht gewählt haben würde, wenn er nicht von den Gesetzen oder doch von den Sitten der Einwohner Schutz erwartete. Man erkannte, daß es wider die Vorrechte der Menschheit, selbst wider den guten Namen des Vaterlandes oder der Völkerschaft wäre, sich an einem wehrlosen Fremdling zu vergreifen. Man vereinigte sich, nicht blos ihm keine Beleidigung zuzufügen, sondern ihn auch vor jeder Beleidigung eines andern zu schützen. Er ward als ein Mensch betrachtet, der nicht ohne Schande, nicht ohne Beleidigung der Götter, verletzt werden könnte. Seine Person bekam einen Theil von der Heiligkeit, die den Göttern, Altären und Priestern des Landes eigen war. Man glaubte, daß man ihn mehr, als selbst die einheimischen

Bürger, begünstigen, daß man ihn, wie Periander beym Plutarch sagt, eher als diese, zum Verhör bey sich kommen lassen, daß man, wie bey den Celten geschah, seine Ermordung für ein Hauptverbrechen ansehen müsse, das die Rache aller Götter aufforderte, da indessen der Todschlag eines Eingebohrnen blos mit der Verbannung bestraft ward. Das allgemeine Gastrecht ward geltend.

Nichts konnte für die Befestigung der Gastfreundschaft wichtiger seyn. Bey Völkern, die lange vor der Einführung geschriebener Gesetze da waren, ward dieser Mangel durch eine gemeinschaftliche Verabredung oder durch Gebrauch und Sitte ersetzt, die nicht leicht einer Veränderung unterworfen waren. Die Gastfreyheit bekam, als Gebrauch und Sitte, eine Festigkeit, die ihr alle Kunst der Ueberredung, alles Ansehen des Gesetzgebers nicht hätte ertheilen können.

Dieses allgemeine Gastrecht, (unterschieden von dem besondern, das sich auf Verträge einzelner Personen oder Familien gründet, wie es bey den Römern galt) führten schon früh ganze Völker bey sich ein, da sie noch von der Kultur des Geistes und der Sitten weit entfernt waren. Sie führten es bey Lastern oder Gewohnheiten ein, die es zu zerstören schienen. Fremde ruheten in ihrem Schooße sicher und freundlich bewirthet, unterdessen daß sie rings um sich her ihre Räubereyen trieben, und gegen ihre Feinde jede Grausamkeit als erlaubt betrachteten. So waren verschiedene Völker des Alterthums, besonders die Griechen, deren Gastfreyheit schon in den fabelhaften Zeiten sichtbar ward. So waren die Celtiberier, die Gallier, die Germanier, die Slaven, die nach Helmolds *) Bericht ihre Gäste den Tag über damit bewirtheten, was sie die vorhergehende Nacht gestohlen hatten.

Die

*) Chron. Slav. lib. I. c. 82.

Die Celtiberier, erzählt Diodor von Sicilien, *) sind gegen Missethäter und gegen ihre Feinde grausam, aber gegen ihre Gäste sanftmüthig und freundlich. Allen Reisenden, aus welcher Gegend sie auch kommen mögen, bieten sie freywillig Beherbergung an, und wetteifern unter einander in den Pflichten der Gastfreyheit. Sie loben die, welche die Ankommende begleiten, und glauben, daß sie den Göttern sehr werth sind.

Eben so rühmt er **) die Gastfreyheit der Gallier, nachdem er vorher die Wildheit ihrer Sitten in einem düstern Gemälde vorgestellt hat. Sie laden die Fremden zur Mahlzeit, und erst wann sie geendigt ist, fragen sie, wer sie sind, woher sie kommen. Der letzte Zug scheint eine gewisse Feinheit der Empfindung zu verrathen, der auf eine sonderbare Art mit der übrigen

Rohig-

*) lib. V. 215.   **) lib. V. 212.

Rohigkeit dieses Volks kontrastirt, aber auch schon häufig im Homer vorkommt. *)

Die Germanier, die Räubereyen nicht für schändlich hielten, sahen die Beleidigung der Fremden nach Cäsars Bericht **) als ein großes Unrecht an. Aus welcher Ursache sie auch zu ihnen kamen, so schützten sie sie vor aller Beleidigung, hielten sie für heilig, öffneten ihnen ihre Häuser und theilten ihre Speise mit. Eben dies versichert Tacitus. Kein Volk, sagt er, ***) kann die Gastfreyheit verschwenderischer ausüben, als die Germanier. Einen Fremden, er sey wer er wolle, vom Hause entfernen, halten sie für Unrecht; jeder nimmt ihn nach seinem Vermögen zur bereiteten Mahlzeit auf. Ist der Vorrath in einem Hause verzehrt, so führen sie ihn, ohne Einladung abzuwarten und ohne Bedenken, zur Wohnung des

*) Odyss. α. 170. γ. 69. δ. 61. ξ. 45.

**) De bello gall. VI.

***) De moribus Germanorum.

des Nachbarn, wo er mit eben so vieler Freundlichkeit aufgenommen wird. Obs ein Bekannter oder Unbekannter ist, darauf wird nicht geachtet. Verlangt er bey seiner Abreise noch etwas, so wirds ihm gegeben. —

So finden wir noch jetzt Völker, die mit Räuberey und Rohigkeit der Sitten Gutthätigkeit gegen Fremde zu vereinigen wissen. Die **Mainotten**, erzählt der Baron von Riedesel, *) halten die Seeräuberey für erlaubt und üben sie eben so freymüthig aus, wie wir etwa auf die Falkenjagd ausgehen. Indessen sind sie in ihrem eigenen Lande sehr ehrliche Leute; der Reisende kann sicher auf ihre Gastfreyheit rechnen. Die Häupter der Dorfschaften lassen sogar die Reisenden durch eine Wache auf den Weg begleiten.

Die **Morlacken** sind zum Theil durch ihre äußere Lage, zum Theil durch ihre Kriege mit

 den

*) Bemerkungen auf einer Reise nach der Levante. 1774. S. 9. 10.

Bayerische Staatsbibliothek München

den Türken raubbegierig und grausam geworden. Außerdem hat die Rachbegierde sich gleichsam mit ihrem Blute so sehr vermischt, daß sie sich nicht ohne viele Zeit und Mühe wird ausrotten lassen. Sie halten die Rache für erlaubt, und eine alte Familienfeindschaft lauert nach vielen Jahren noch, Blut zu vergießen, wovon oft die schrecklichsten Würkungen sichtbar werden. Dennoch sind diese **Morlacken** von Natur dienstfertig und gutherzig; die kleinste Gefälligkeit kann sie zu der größten Dankbarkeit verbinden. Sie öffnen jedem Reisenden ihre arme Hütte, geben ihm, was sie haben, begehren niemals die mindeste Erkenntlichkeit, und lehnen sie, wenn sie angeboten wird, hartnäckig ab. Man trifft die Gastfreyheit unter ihnen eben so wohl bey dem Armen, als bey dem Reichen an. Wenn dieser ein Lamm oder einen Hammelbraten auftischt, so bringt jener ein indianisches Huhn, Milch und frischen Honig. „Mehr als einmal, fügt der Abbe' Fortis

hinzu,

hinzu, *) habe ich in der Morlachey auf diese Art den Tisch mit Leuten getheilt, die mich niemals in ihrem Leben gesehen hatten, und wahrscheinlicher Weise eben so wenig hoffen konnten, mich jemals wieder zu sehen. Man erblickt auch keinen Morlacken, der sich so weit erniedrigte, von einem Fremden, der durchreiset, Allmosen zu begehren. Auf allen Reisen, die ich durch dieses Land gemacht habe, ist mir nie ein Pfenning abgefordert worden. Ich im Gegentheil kam öfters in den Fall, von den armen, aber doch mit ihrem kleinen Eigenthum freygebigen Hirten, etwas zu begehren. Und noch öfters, wenn ich ihre Felder in der schwülen Sommerhitze durchreisete, begegneten mir arme Schnitter, die freywillig mit einer Gutherzigkeit, die mein Innerstes bewegte, mir ihre Wasserschläuche und ihren ländlichen Vorrath anzubieten kamen."

*) Die Sitten der Morlacken. Aus dem Italien. Bern. 1775. S. 19-22.

8.

In dem Morgenlande hat die Gastfreyheit ihre wahre Heimat. Unter den frühen und mildern Erwärmungen der Naturtriebe, unter der edlen liebenswürdigen Einfalt, welche lange die Fortgänge der Ausbildung der Einwohner begleitete, that sie den wichtigsten Schritt, indem sie in einen Gebrauch, in eine heilige Sitte übergieng, die stärker als ein Gesetz ist.

In diesen lieblichen Gegenden konnten sich die sanften Empfindungen der Geselligkeit ohne Widerstand entwickeln. Den natürlichen Bedürfnissen des Menschen kam die Fruchtbarkeit des Erdbodens, die Leichtigkeit und der Ueberfluß gesunder Nahrung wohlthätig entgegen. Der frühe Anbau des Feldes, und die leichte und angenehme Beschäfftigung der Viehzucht in gesegneten Gefilden, belebte die Neigung zum Frieden und zur Ruhe, die Liebe zur Gesellschaft. Die Milde und Heiterkeit des Him-

mels,

mels, der Genuß so vieler Schönheiten der Natur rings umher, theilte dem Geiste Munterkeit und den Empfindungen Lebhaftigkeit mit. Die erste Wildheit konnte in solchen Ländern weder heftig, noch lange anhaltend seyn. Die Reizbarkeit der menschlichen Natur ward bald erhöhet. Die Gefühle gaben bald so vielen mächtigen Eindrücken nach. Und die Empfindungen des Lieblichen, des Schönen und des Guten erweckten und verstärkten sich durch freundschaftliche Einwürkungen, die sie auf einander hatten.

Am frühesten erhob sich die Entwickelung und Würksamkeit des Menschen in diesen glücklichen Erdstrichen. Die Gastfreundschaft steigt hier in das erste Weltalter hinauf. Durch die lange und ausgebreitete Ausübung ward sie ein uralter Gebrauch, dessen Ursprung sich in der Dunkelheit der Zeiten verbirgt, eine herrschende Sitte, die sich mit dem Nationalcharakter der morgenländischen Völker vereinigt hat.

 Sie

Sie ist daher im Orient durch eine Folge vieler Jahrhunderte, durch mannigfaltige Revolutionen, sich immer gleich würksam geblieben. Sie hat sich bis auf diesen Tag erhalten. Ohne Zweifel findet man sie in keiner Weltgegend so allgemein ausgebreitet, von einer so edlen Einfalt, mit einer solchen Fülle von Gutherzigkeit, mit einer so rührenden und einnehmenden Würksamkeit, als im Morgenlande. Vornehmlich erscheint sie noch so bey den Arabern, Persern und Türken. Man wird hierüber einige Zeugnisse der besten Reisebeschreiber nicht ohne Vergnügen hören.

Die freye Bewirthung der Fremden, bemerkt Shaw, *) ist bey den Arabern ein sehr alter Gebrauch. Dieß ist ein Name, der bey ihnen genug ist, um einer Sache die Kraft des Gesetzes zu geben. „Wenn wir das Glück hatten, auf ein Lager der Araber zu stoßen,

so

*) Voyage de M. Shaw &c. trad. de l'Anglois. 1743. à la Haye. Tom. I. pag. 10. 11.

so beherbergten und bewirtheten sie uns eine Nacht lang, ohne daß es uns das geringste kostete. Sobald wir bey einem Zelte ankamen, brachte uns gleich der Herr einen Napp voll Milch und einen Korb mit Feigen, Weintrauben, Datteln und andern trocknen Früchten. Dann gieng er hin, ein Lamm, einen Hammel oder eine Ziege von seiner Heerde zu holen; und wenn ers geschlachtet hatte, so kochte seine Frau davon die Hälfte und setzte es vor. Die andre Hälfte ward für den folgenden Tag gebraten, und zum Frühstück oder zum Mittagsessen aufgetragen.“ — Auf der Reise von Groscairo nach dem Berge Sinai stieg, so oft das Essen fertig war, einer von den Arabern, welche die Gesellschaft führten, auf den höchsten Gipfel eines Hügels, der nur in der Gegend zu finden war. Hier rief er dreymal mit lauter Stimme alle seine Brüder herbey, um mit an der Mahlzeit Theil zu nehmen; obgleich vielleicht rings umher auf hundert Meilen weit

keine lebendige Seele vorhanden war. Die Araber, fügt Shaw hinzu, beobachten beständig diese Gewohnheit, um, wie sie sagen, ihre Gutherzigkeit und Gastfreyheit, so oft sie dazu Gelegenheit haben, zu beweisen.

Ein arabischer Fürst, erzählt Pocock,*) pflegt oft auf der Straße vor seiner Thüre zu essen, und ruft alle Vorübergehende herbey mit dem gewöhnlichen Ausdrucke: Bismillah, d. i. in Gottes Namen. Diese kommen, setzen sich nieder und sagen, wenn sie fertig sind, ihr Hamdellilah, d. i. Gelobet sey Gott! Die Araber machen keinen Unterschied unter den Personen, und nehmen jedermann zum Essen. Durch diese Edelmüthigkeit und Gastfreyheit unterhalten sie ihre Liebe. — Wenn jemand zu einem Araber ins Haus oder ins Zelt geht, wird sogleich Brod gereicht; hernach werden saure Milch und Gurken, wenn es die Jahreszeit ist, geba-

*) Beschreibung des Morgenlandes. Aus dem Engl. 1754. 1ster Th. S. 287 - 289.

gebackene Eyer und Oel, Brod darin zu tunken, gesalzenes Käsewerk u. d. aufgetragen. Die mehr bemittelten Araber legen entweder eine Haut für eine kleine Gesellschaft auf den Erdboden, oder, wenn die Gesellschaft stark ist, einen großen, groben, wollenen Teppich über den ganzen Platz, und setzen in sechs oder sieben Gängen jedesmal etwa zehn Speisen rund herum auf, und ganze gebratene oder geröstete Schafe und Lämmer in die Mitte. Sie nehmen es sehr übel, wenn man nicht bleibt und ißt, und halten es für eine besondere Gewogenheit, wenn man zu ihnen kommt, und sich unter ihren Schutz begiebt. Es wird für eine Beleidigung gehalten, wenn jemand den Caffee, oder was ihm sonst angeboten wird, ausschlägt.

Wenn Fremde in ein arabisches Dorf kommen, berichtet Arvieux, *) so erkundigen sie sich nach dem Menzil, einem für die Aufnahme

*) Voyage dans la Palæstine &c. p. 124 - 129.

nahme der Fremden bestimmten Ort, und verlangen den Scheik zu sprechen, der Vorsteher desselben ist. Nach der Begrüßung zeigen sie ihm an, was sie wünschen. Hierauf heißt er sie willkommen und versichert sein Vergnügen, sie bey sich zu sehen. Dann führt er sie nach dem Menzil, wo sie auch, wenn der Scheik nicht zu Hause ist, gleich abtreten und alles fordern können, was sie nöthig haben. Selten aber brauchen sie diese Weitläuftigkeit. Denn sobald die Araber Fremde im Dorfe ankommen sehen, geben sie dem Scheik davon Nachricht, der ihnen sodann in Begleitung einiger Hirten oder seiner Hausgenossen entgegen geht. Er grüßt sie und erkundigt sich, ob sie nur zu Mittage essen oder lieber die ganze Nacht da bleiben wollen. Darauf besorgt er, daß seine Leute ihnen zu essen bringen, Brod, Butter, Eyer, dicke Milch, Honig, Oliven, frische oder getrocknete Früchte, nachdem es der Monat giebt, und Zeit ist, zu kochen oder nicht.

Wenn

Wenn es Abend wird, und die Gäste im Dorfe übernachten wollen, so unterlassen die Frauenzimmer aus dem Hause des Scheiks niemals, Vögel, Schafe, Lämmer oder ein Kalb abzuschlachten. Die Bediente des Scheiks bringen die bereitete Speise auf hölzernen Schüsseln nach dem Menzil. Diese Schüsseln werden nebst vielen andern, worin sich alles befindet, was sie zur Bewirthung ihrer Gäste haben, auf einmal aufgesetzt, damit ein jeder nach seinem Geschmack wählen könne. Der Scheik bittet hierauf seine Freunde, sich um die Strohmatte, die zum Tische dient, herum zu setzen, und er selbst läßt sich dann neben ihnen nieder. — Die Emirs und Scheiks, welche mit besserm Hausgeräth versehen sind, schicken dem Fremden Matratzen, Decken und Küssen. Sie halten ihn gänzlich frey mit den Bedienten und dem Fuhrwerke. Er muß täglich an ihrem Tisch essen, und sie machen ihm allerley Zeitvertreib mit Gesellschaft, Jagd und Spatzier-

reiten in den Lägern. Sie halten einen Fremden für einen besondern Segen, den ihnen Gott zuschickt.

Hasselquist ward nicht wenig von der wohlthätigen Gastfreyheit der Araber gerührt. Die herrlichste Morgenröthe schien uns in die Augen, sagt er auf seiner Reise von Kairo nach den Gräbern der Mumien, *) als der Aelteste aus Abusiris uns einen Kuchen aus Mehl, Honig, Butter und Wasser zum Frühstück schickte. Die Einfalt und die gute Absicht, womit es gegeben ward, erhöhete den Geschmack. Die Gastfreyheit ist die vornehmste Tugend, die den Arabern von den Tugenden ihrer Vorältern übrig geblieben ist. Bey ihnen ist es ein großer Fehler eines Hausvaters, einen Fremden weggehen zu lassen, ohne ihm etwas darzubieten. Wer hungrig ist und sie essen sieht, der kann sich sicher niedersetzen und mit ihnen essen, ohne

*) Reise nach Palästina in den Jahren 1749 = 1752. Aus dem Spanischen. 1762. S. 84 und 106.

ohne daß er befürchten darf, es möchte übel aufgenommen werden. Ich zweifele, setzt er hinzu, ob man eine größere Bereitwilligkeit, Offenherzigkeit und Gastfreyheit finden wird, als bey ihnen.

„Die Gastfreyheit der Araber, erzählt Niebuhr, *) ist von jeher berühmt gewesen, und ich glaube auch, daß die jetzigen Araber diese Tugend nicht weniger üben, als ihre Vorfahren. Wenn jemand in Geschäfften an einen vornehmen Schach oder andern Herrn geschickt wird, so wird er, nach der Gewohnheit der meisten Morgenländer, während seines Aufenthalts auf Kosten desselben unterhalten, und er empfängt überdieß bey seiner Abreise gemeiniglich ein Geschenk. Ein blos Reisender, der einen vornehmen Schach in der Wüste besuchen wollte, könnte vielleicht eben dieses erwarten. In den Städten aber sind Karwanserojs oder andere öffentliche Häuser für Reisende. Man findet

*) Beschreibung von Arabien. 1772. S. 46. u. s. w.

findet in einigen Dörfern von Tehama auch freye Herbergen, wo alle Reisende einige Tage umsonst Quartier, Essen und Trinken erhalten können, wenn sie sich mit der gemeinen Kost der Araber begnügen wollen, und diese Häuser werden fleißig besucht. Ich selbst bin auf meiner Reise von Loheja nach Beit el Fakih mit allen meinen Reisegefährten, Bedienten, Kameelen und Eseltreibern in einem Dorfe Manejre in einer solchen Herberge gewesen. Der Schach von diesem Dorfe, der sie unterhielt, war nicht nur so höflich, selbst zu uns zu kommen, und uns besseres Essen, als seinen übrigen Gästen, geben zu lassen, sondern er bat uns auch sogar, die Nacht bey ihm zu bleiben. Ich machte in Gesellschaft eines arabischen Gelehrten eine Reise von Beit el Fakih nach Tahâte, und wußte, daß der Schach von diesem Dorfe auch eine freye Herberge für Reisende hatte. Ich wollte aber diesem Herrn nicht zur Last seyn, sondern nahm mit meinem

Reisegefährten, welcher die Reise meinetwegen unternommen hatte, mein Quartier in einer andern Herberge, wo ich für mein Geld zehren konnte. Mein Gefährte kannte den Schach zwar nicht, er machte ihm aber als ein Reisender seine Aufwartung. Kaum war er wieder zurückgekommen, so kam der Schach selbst und bat, daß wir bey ihm einkehren möchten. Weil ich aber noch das Dorf besehen wollte, und nicht Lust hatte, mein Quartier um einer Nacht willen zu verändern; so schickte der Schach uns ein gutes Abendessen. In diesen beyden Dörfern war vorher vielleicht niemals ein Europäer gewesen. Indessen kann man doch wohl aus der Art, wie ich hier empfangen ward, schließen, daß die Araber noch jetzt gastfrey und nicht weniger gastfrey gegen Christen, als gegen ihre eigenen Glaubensgenossen sind. — Die Araber nöthigen auch einen jeden, der sie bey Tische antrifft, mit zu essen, er mag Christ oder Mahommedaner, vornehm oder gering seyn.

Ich habe in den Karwanen oft mit Vergnügen gesehen, daß sogar arme Eseltreiber die Vorbeygehenden genöthigt haben, an ihrer Mahlzeit Theil zu nehmen. Und wenn gleich die meisten höflich dankten, so theilten sie doch mit freudiger Miene das Wenige, was sie an Brod und Datteln hatten, mit andern, die es annehmen wollten.“

So rühmlich nach den angeführten Zeugnissen diese Gastfreyheit der Araber ist, so sehr sticht dagegen ihre bekannte Raubsucht ab. Man sieht hier ein sonderbares Gemisch von Tugend und Laster, die sich durch sich selbst zu zerstören scheinen, und sich doch neben einander erhalten. Eben der Araber, der mit der Beute, die er einem Reisenden auf der Straße abgenommen hat, in sein Zelt tritt, empfängt und bewirthet da einen andern Reisenden mit einer Leutseligkeit, die etwas ganz anders, als einen Räuber, ankündigt. Im Lager geht seine Ehrlichkeit so weit, daß er dem Kaufmann,

den er unter freyem Himmel würde geplündert haben, nicht ein Stück entwendet, sondern ihm vielmehr alles, was er ihm abhandelt, genau bezahlt. Es scheint, daß der bloße Ort hier eine Verschiedenheit in dem sittlichen Verhalten des Menschen hervorbringen könne. Das Zelt ist eine heilige Wohnung des Friedens und der Gastfreyheit; die benachbarte Straße umher ist der Schauplatz des Krieges und des Raubes.

Um sich diesen Widerspruch etwas aufzuklären, verdient die Anhängigkeit der Araber an alte Sitten zuerst bemerkt zu werden. Sie lieben nichts so beständig, als Einrichtungen, Gewohnheiten und Gebräuche ihrer Vorfahren; daher die Unveränderlichkeit ihrer Lebensart durch so viele Jahrhunderte herab. Die Gastfreyheit ist ein uralter Gebrauch ihrer Väter, und diese Betrachtung allein ist mächtig genug, sie zur Beobachtung derselben, so oft sie Gelegenheit haben, zu bewegen.

Die Räuberey der Araber entspringt zum Theil aus ihrer äußern Lage, die sie dazu treibt. Die ächten Araber nennen sich Bedouinen, d. i. Einwohner der Wüsteneyen. Sie wohnen in der Wüste, wie Ismael gethan, und ihre liebste Beschäfftigung ist die Jagd. Sie verachten die andern Araber, die Mauren heißen, die sich in den Städten niedergelassen haben, und Landbau, Künste und Gewerbe treiben. Diese Bedouinen werden durch ihre Lebensart leicht zur Räuberey veranlaßt. Wer abgehärtet genug ist, täglich Thiere zu morden, wird auch leicht gewohnt werden, ohne viel Bedenklichkeit Menschen auf der Landstraße zu plündern. „Die Araber, versichert Arvieux, entschuldigen ihren Straßenraub damit, weil dieses das einzige Mittel zu ihrem Unterhalt sey, das ihnen nach ihrer Verjagung aus ihrem Vaterlande und nach der Beraubung ihrer Güter übrig geblieben.“ Die Räuberey, die sie demnach als nothwendig betrachten, wird aus

diesem Gesichtspunkt bey ihnen bald viel von ihrer Unrechtmäßigkeit verlieren. Die lange Gewohnheit verbreitet über die Begriffe von der Moralität der Handlungen allmählich eine Verdunkelung. Und dazu kommen noch die groben Vorstellungen von Ehre und Tapferkeit, die so leicht bey nomadischen Völkern herrschend werden. Die **Bedouinen** glauben, daß für ihren Adel sich nichts mehr schicke, als Uebung in den Waffen und Beweise des Muths, so oft sie dazu nur Veranlassung finden können. Der Charakter, den **Ferguson** *) von rohen Nationen überhaupt angiebt, ist treffend für diese Klasse von **Arabern**, und ihnen im vorzüglichen Verstande eigen. „Wenn sie auf Raub ausgehen, ist Ruhm ihr Hauptzweck, und Beute wird als ein Zeichen des Sieges betrachtet. Gesellschaften sind ihre Beute; der einsame Wanderer, bey welchem sie nur blos den Ruhm

*) Versuch über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft. S. 155.

der Edelmüthigkeit erwerben können, darf seinen Weg ungestört und unverletzt fortsetzen, oder ihm wird mit vorzüglicher Wohlthätigkeit begegnet."

Die Anklage der Araber wegen ihrer Raubsucht leidet außerdem noch manche Ausnahme. Wo Lebensart und harte Bedürfnisse sie nicht zur Räuberey treiben, da bemerkt man auch, daß die Stämme davon frey sind. Die Turcomannen z. B. leben in Syrien und Palästina auf dem flachen Lande. Sie unterscheiden sich von den übrigen Arabern durch ihren Handel mit allerley Thieren, durch ihre Reinlichkeit, durch ihre mäßigere Haushaltung, und vornehmlich dadurch, daß sie nicht rauben. Den Fremden begegnen sie nicht weniger, wie die übrigen Stämme, höflich, und geben ihnen freye Wohnung und Unterhalt.

Und endlich glänzt selbst mitten unter den Räubereyen der Araber noch ihre Menschlichkeit und Leutseligkeit hervor, die offenbar eine

edle Grundlage verräth, die durch die Macht der Gewohnheit wohl geschwächt, aber nicht ausgetilgt werden kann. Sie sind selbst als Räuber noch Menschen. Sie lassen sich, sagt Arvieux, an den Kaufmannsgütern und dem Geräthe derer, die ihnen in die Hände fallen, begnügen, und gehen übrigens nicht übel mit ihnen um. — Die Araber in der Wüste, berichtet Niebuhr, *) sind sogar dienstfertig gegen diejenigen, welche sie geplündert haben, indem sie ihnen nicht nur Essen und einige alte Stücke Kleidungen wiedergeben, sondern sie auch wohl auf ihrem Wege begleiten, damit sie nicht in der Wüste umkommen. — Einige aus der Gesellschaft des Engländers, Ives, **) fielen, nachdem sie von einem Haufen Araber in der Wüste geplündert worden, einem andern Trupp in die Hände. Sie erzählten dem Schach

 ihre

*) S. 384.

**) Reisen nach Indien und Persien ꝛc. Aus dem Engl. 1775. 2ter Th. S. 7. 8.

ihre traurige Geschichte, und baten um seinen Beystand. Er ward sehr gerührt, und bot ihnen alle Hülfe an, die in seinem Vermögen wäre. Seine eigene Weiber mußten kommen, ihnen zu dienen, die Füße salben, und Milch und andre Lebensmittel herbeybringen. Sobald sie im Stande waren, ihre Reise fortzusetzen, begleitete sie der Sohn des Schachs bis zu einem andern Schach, der sie auf eben die gastfreye Art in Schutz nahm, und wieder mit Wache und Empfehlungen weiter brachte. Und so fehlte es ihnen auf der ganzen Reise nicht an Freunden, da ein Haufe sie niemals eher verließ, bis er sie bey einem andern sicher versorgt hatte. — Wenn man, versichert Ives nach dem Zeugniß eines andern Reisenden, *) auf eine Parthey räuberischer Araber stößt, und nur so glücklich ist, in ihr Zelt zu kommen, von ihrem Caffee zu trinken, oder Reiß mit ihnen zu essen; so kann man wegen

aller

*) 1ster Th. S. 372. 373.

aller Beleidigung sicher seyn. Denn es ist ein unverbrüchlicher Grundsatz bey ihnen, Fremden, mit denen sie einmal gegessen oder getrunken haben, nie beschwerlich zu werden. Sie sehen dieß als einen Bruch der Gastfreyheit und daher als das abscheulichste Verbrechen an. Wenn Reisende von einem räuberischen Haufen angefallen werden, und nur einer geschwind entgegen eilt, und sich dem Schach zu Füßen wirft; so kann die ganze Gesellschaft ihrer Güter wegen sicher seyn. Denn sie beobachten eben so fest einen andern Grundsatz, daß der, welcher zu einem Mächtigen fliehet und demüthig um Schutz bittet, auch würdig ist, ihn zu erhalten. Dies wird so weit getrieben, daß, wenn ein solcher Bittender auch der Mörder von dem Vater, Sohn oder Bruder des Schachs wäre, er doch Verschonung finden würde. Und, was noch mehr ist, seine Bitte wird erhört, wenn er auch nicht ganz bis zu der Person des Schachs herankommen kann. Er darf nur so nahe seyn,

daß er ihm einen Stecken zureichen kann, oder mit ihm auf einem Platze stehen; so ist er vor aller Gefahr einer Beraubung sicher. —

Sehr weit sind die Perser in Kultur, Lebensart und politischer Einrichtung von den Arabern unterschieden. Nach dem Zeugniß des Chardin *) haben sie ein lenksames und geschmeidiges Naturel, eine große Neigung zur Wollust, zur Pracht, zum Aufwand und zur Verschwendung; sie sind außerdem galant, artig, fein, wohlerzogen, aber voll Eigennutz, Verstellung und Betrügerey. Gleichwohl sind sie gegen jeden Fremden voll Menschenfreundschaft. Allein ihre Gastfreyheit, die sie überaus fleißig üben, ist mehr verfeinerte Höflichkeit, da sie bey den Arabern mehr natürliche mit Einfalt verbundene Gutherzigkeit ist. So gastfreundschaftlich die Perser auch gegen Fremde sind, so haben sie doch selbst eine große Abneigung

*) Voyages en Perse et autres Lieux de l'Orient &c. Amsterdam, 1735. Tom. 3. pag. 46.

neigung gegen das Reisen, das sie nur einem Kaufmann oder Künstler vergeben. Sie glauben, daß Talente, Tugend und Vergnügen nur in ihrem Vaterlande zu finden wären; und die Verachtung aller Reisen ist eine Ursache ihrer Unwissenheit in Ansehung anderer Nationen; sie kennen nicht einmal Geographie noch Charten. Indessen unterhalten sie doch in allen Gegenden des Reichs, in den Städten und auf dem Lande, öffentliche Häuser für die Reisende, wo sie umsonst beherbergt und bewirthet werden. — Tavernier *) meldet, daß die Perser jeden, der sie bey der Mahlzeit antrifft, zum Essen einladen, und daß sie sich sehr wundern, wie die Europäer ihre Thüre verschliessen können, wenn sie zu Tische gehen. Sie machen weder zwischen Stand, noch Vaterland, noch Religion den geringsten Unterschied. Der Gast, er sey wer er wolle, ist in ihren

Augen

*) Reisen in der Türkey, Persien und Indien. Genf. 1681. S. 282.

Augen ehrwürdig, und sie glauben der Gottheit nicht besser, als durch Beweise der Gutthätigkeit gegen ihn, zu gefallen. — Mit diesen stimmt Gmelins, *) eines neuen Reisenden, Zeugniß überein. Es ist den Persern eigen, sagt er, gegen jedermann höflich zu seyn, und sich durchaus gastfrey zu bezeigen; sie sind ungemein freygebig, und bewirthen gerne. In den Versicherungen ihrer Freundschaft und in der Höflichkeit sind sie verschwenderisch. Sie sagen z. B. ihrem Gast, sein Platz sey bisher leer gewesen, ohne ihn habe eine dicke Finsterniß geherrscht, und nun sey eine helle Lampe aufgesteckt; sie heißen ihn hundertmal willkommen. Der Hauswirth bietet Haus und Hof, der Regent seine Provinz an, die nicht mehr ihnen zugehöre, sondern worüber der Gast allein zu befehlen habe, so als wenn alles schon lange sein

*) Reise durch das nordliche Persien in den Jahren 1770-1772. S. 141. 142.

sein angeerbtes Eigenthum wäre. Ihre Gastfreyheit erstreckt sich so weit, daß ein Fremder weder für Quartier, noch für Speise und Getränk zu sorgen hat. Da es in Persien keine Wirthshäuser giebt, so dienen an ihrer Stelle die auf den öffentlichen Landstraßen angelegten Karawan-Saraien, wo Reisende Bequemlichkeit zum Ausruhen und auch meistens ein hinlängliches Nachtlager antreffen. Gemeine Leute finden in den Städten und Dörfern Brod, Milch, Käse und Reisgrütze. Vornehmere, die mit einem Certificat des Regenten, in dessen Gebiete sie reisen, versehen sind, werden nach ihrem Stande bewirthet. —

Mehr wohlmeynend, als der Perser, mehr gesetzt, edelmüthig, ernsthaft und feyerlich ist der Türke in der Gastfreyheit, die er aus natürlicher Gutherzigkeit liebt, und aus Pflicht seiner Religion für heilig hält.

Es giebt in der Türkey, erzählt Tournefort, *) wenig beträchtliche Moschcen, die nicht ihre Hospitäler haben, worin Arme und Pilgrimme, von welcher Nation sie auch sind, aufgenommen werden. Viele an den Landstraßen liegende offene Herbergen sind fromme Stiftungen, worin Reisende auf Kosten des Stifters mit allerley Speise versorgt werden. Sobald man darin angekommen ist, ist jeder, er sey arm oder reich, seine Kammer einzunehmen berechtigt; hier gilt kein Unterschied der Personen; niemand darf einen andern von einem schon eingenommenen Platz vertreiben. — Man sieht auf den Dörfern vor den Hausthüren Wasserkrüge zum Gebrauch der Vorübergehenden stehn. — Einige gute Muselmänner lagern sich in einer Art von Wachthütte, die sie an den Landstraßen bauen lassen, und worin

*) Relation d'un Voyage du Levant &c. Amsterdam. 1718. Tom. 2. p. 47. 48. s. a. Tavernier S. 47.

worin sie sich blos damit beschäfftigen, die Ermüdeten während der großen Hitze zu erfrischen und ausruhen zu lassen. — Der Geist der Wohlthätigkeit ist so allgemein unter den Türken ausgebreitet, daß selbst Bettler, die man jedoch überaus selten unter ihnen sieht, sich verpflichtet halten, andern Armen von ihrem Vorrath mitzutheilen.

Thevenot beschreibt unter andern ein Hospital zu Damas, das zur Aufnahme armer Pilgrimme bestimmt, und mit allen Bequemlichkeiten versehen war. Solimann, der Zweyte, bauete es, um Pilgrimme aller Nationen darin aufzunehmen. Es hatte eine Menge Gemächer, die alle bequem und artig angelegt waren. Täglich ward eine große Anzahl von Speisen, und selbst während der Fasten, gekocht, die man unter diejenigen, die sich meldeten, austheilte, sie mochten von einer Religion seyn,

von

*) Voyages de M. Thevenot. Paris 1689. Part. 2. pag. 67.

von welcher sie wollten. Thevendt erwähnt selbst einiger Hospitäler, als mitleidiger Stiftungen für kranke Thiere. *)

Die Kans, Karwanserojs **) u. s. oder öffentliche Häuser der türkischen Gastfreyheit breiten sich durch das ganze Reich aus. Sie sind schon so oft beschrieben worden, daß wir blos noch die Nachricht eines neuen Reisenden ***) aufnehmen. Es sind, sagt er, große Gasthöfe. In der Mitte des Hauses ist ein viereckichter Hof, der von Gebäuden umgeben ist. Ein großer bedeckter Gang geht um alle Gemächer, die mit Zahlen bezeichnet und mit Kuppeln bedeckt sind. Jeder Reisende ohne Unterschied wird in diesen Kans aufgenommen, und darf nichts für seine Stube und das Aufheben

*) Voyages de M. Thevenot. Part. 3. pag. 33.

**) Abbildungen von Karwauseras in Persien, wovon die türkischen nicht viel unterschieden sind, findet man in Cornelis de Bruins Reizen &c. Amsterdam 1711. Tafel 68. 108. 111.

***) Riedesels Reise nach der Levante. S. 26. u. 212.

heben seiner Sachen bezahlen. Dieses sind meistentheils fromme und wohlthätige Stiftungen reicher Privatpersonen, und selten macht die Regierung dergleichen Einrichtungen. — Jeder Arme, setzt Riedesel hinzu, kann sich auf das Mitleiden der Reichen, jeder Reisende auf die Gastfreyheit der Häuser, zu denen er sich wendet, verlassen. Er kann ohne Unterschied in dem ersten Dorfe, das er auf seinem Wege antrifft, essen und schlafen.

In der That athmet hier alles den Geist der Wohlthätigkeit und der Gastfreundschaft. Man trifft nicht blos in den Städten und Dörfern, sondern auch in den Feldern, an den Heerstraßen und Wegen durch die Berge, viele Brunnen an. Diese sind größtentheils nützliche Schenkungen von Menschen bey ihrem Leben, oder durch Vermächtnisse nach ihrem Tode gestiftet. Die Türken sehen solche Stiftungen als verdienstlich an, und gehen, wenn sie getrunken oder ihre Abwaschungen verrichtet haben, selten davon, ohne

den Namen und das Andenken des Stifters zu segnen. Die Natur des Landes und die Hitze des Klima macht solche Brunnen für den durstigen Wanderer noch erquickender. *)

Selbst die im Morgenlande zerstreuten Klöster üben die Gastfreyheit weit mehr aus, als die **abendländischen**. Sie sind die gewöhnlichen Zufluchtsörter des Fremden, der sonst nicht unterkommen kann, und eröffnen sich jedem, wie besonders **Pococke** an verschiedenen Stellen bemerkt.

Ueber diese Gastfreundschaft des **Orients** und besonders der **Türkey** kann man nicht richtiger urtheilen, als der berühmte **Wood**, dessen Bemerkungen hier noch eine Stelle verdienen. „Es ist, sagt er, **) in den Gebräuchen des **Morgenlandes** nichts, das die Völker von einer liebenswürdigern Seite sehen ließe, als die

*) Chandlers Reisen in Kleinasien. Aus dem Engl. 1776. S. 27.

**) Ruines de Balbec. London. 1757. S. 4.

die Art, wie sie die Pflichten der Gastfreyheit erfüllen. Zu allen Zeiten hat man die Strenge des Despotismus durch diese Tugend gemildert gesehen. Der Himmelsstrich, unter welchem sie am nöthigsten ist, ist auch zum Glück der, wo sie am meisten blühet. Die Großen vergessen den Stolz, wozu die Macht verführt; sie zeigen den Fremden, die sie bey sich aufnehmen, eine gewisse Würde, die von der sanftesten Leutseligkeit gemildert und überaus fähig ist, Erkenntlichkeit und Ehrfurcht einzuflößen, Gesinnungen, die sonst wenig in einem Lande bekannt sind, wo die Geringern so oft fürchten und so selten lieben lernen. Der Geiz ist ohne Zweifel eben so sehr das Laster des morgenländischen Klima, als die Gastfreyheit die Tugend desselben ist. Aber wir müssen bemerken, daß wir nur Personen, die in Ansehen und öffentlichen Bedienungen stehen, von dieser schmutzigen Neigung angesteckt gefunden, und daß bloße Privatpersonen uns Beweise der stärksten Groß-

muth gegeben haben. Ein Laster, das aus der Natur der Regierungsverfassung entspringt, muß nicht dem Charakter der Völker zugeschrieben werden. Alle öffentliche Aemter werden mit einer schändlichen Eigennützigkeit, die alles feil hat, verwaltet. Das Verderben bildet eine zusammenhangende Kette. Es fängt bey dem Großvizier an, geht, ohne unterbrochen zu werden, dem Geist des Despotismus folgend, immer fort, und endigt sich nicht eher, als bey dem Elenden, der zu schwach ist, um sich Genugthuung zu verschaffen." — „Verstellung, das Laster des Orients, Gastfreyheit, die Tugend desselben, sagt eben dieser Britte an einem andern Orte, *) werden so lange dort herrschen, als Despotismus in diesem Theile des Erdbodens die gewöhnliche Regierungsform bleibt. Bey einem so unglücklichen Zustande der bürgerlichen Verfassung ist es einiger Trost,

daß

*) Versuch über das Originalgenie des Homers. 1773. S. 192.

daß das Mittel, welches am geschicktesten ist, die Grausamkeit gefühlloser Obern erträglich zu machen, da am meisten angewendet wird, wo man es am nöthigsten braucht. In Arabien scheint das Recht der Gastfreundschaft das glückliche Substitut positiver Gesetze zu seyn. Es mildert einigermaßen die Härte der Natur bey einem unfruchtbaren Boden, und verbindet herumschweifende Horden, die das Völkerrecht verlachen, und die Zwangsmittel des Menschen verleugnen, zur Erweisung gegenseitiger Gefälligkeiten. Ein starker Beweis von der Macht der edlen Grundlage in dem Menschen, der zur Geselligkeit erschaffen ist."

9.

Die Gastfreyheit, die sich bey den alten Griechen auf Gebrauch, Klima und Nationalcharakter stützte, lebt noch in den Gegenden, die sie bewohnten. Spon und Wheler *) wurden

*) Voyage de Spon et Wheler. Tom. 2. pag. 75. 76.

in der attischen Landschaft von allen Hirten und allen Arbeitern auf dem Felde mit einer Heiterkeit und Gastfreundschaft begrüßt, die ihnen das Bild längst verflossener Jahrhunderte wieder erneuerte. Noch üben die Griechen, erwähnt Guys, *) sehr getreu die Gastfreyheit aus; die Ankunft eines Fremden ist ein Fest für ein Haus; man räumt ihm das beste Zimmer ein. Riedesel **) beobachtete als Geschichtkenner und Philosoph die heutigen Griechen da genau, wo sie am wenigsten vermischt und verdorben sind, die Insulaner und die Einwohner Athens, die blos an den Ackerbau und den geringen Handel gebunden sind. Vergebens sucht man den alten Heldenmuth, die Liebe des Vaterlandes und der Freyheit bey diesem jetzt unterdrückten Volke, das kein Vaterland und keine Freyheit mehr besitzt. Aber viel

*) Litterarische Reise nach Griechenland. Aus dem Franz. 1772. ister Th. S. 230.

**) Bemerkungen auf einer Reise nach der Levante. S. 161. 168.

viel Freymüthigkeit, die von Furchtsamkeit entfernt ist, ein offenherziges Wesen, das den Eigennutz verbirgt, und eine unterscheidende Gefälligkeit gegen Fremde, sind noch die besondern Züge des Charakters der neuern Griechen. Die Gastfreyheit hat sich von den alten Zeiten her bey ihnen erhalten. Sie werden niemals einen Fremden, der ermüdet ankommt, nach der Ursache seiner Reise eher fragen, als bis er gegessen und ausgeruhet hat.

Nicht weniger fand Riedesel bey den Sicilianern *) die alte Gastfreyheit wieder. Durch ganz Sicilien hat er sie genossen. Unter dem gemeinen Volke zu Taranto herrscht die größte Leutseligkeit, und an jedem Hause in den Feldern und Weingärten wird ein Fremder genöthigt einzukehren, wo sie gerne alles, was sie haben, ohne Bezahlung mittheilen. — Man weis, wie berühmt besonders die Gast-

 freyheit

*) Reise durch Sicilien und Großgriechenland. 1772. S. 173. 205.

freyheit der alten Agrigentiner war. Diodor erzählt, *) daß Gellias, der reichste Agrigentiner, vor seiner Thür eine gewisse Anzahl von Bedienten blos dazu hielt, daß sie alle Fremden einladen müssen, bey ihm einzukehren, und daß viele andere Bürger diesem Beyspiel folgten. Die heutigen Einwohner von Girgenti üben noch diese Gastfreyheit, die sie niemals verlohren zu haben scheinen. Auch Brydone **) führt davon seine eigene Erfahfahrung an, obgleich das, was er von seiner freundlichen Aufnahme rühmt, mehr eine Folge von der noch dort herrschenden Liebe zur Pracht und Ueppigkeit, als gutherzige Gastfreundschaft, zu seyn scheint. —

So leben, unter andern Himmelsstrichen, in einer andern Lage und Verfassung, noch jetzt Nationen, auf welche die Gastfreyheit, als ein Erbtheil von ihren Vorfahren, gekommen zu seyn

*) lib. 13.

**) Reise durch Sicilien und Malta. Aus dem Engl. 1774. 1ster Th. S. 305 = 307.

seyn scheint. Vornehmlich ist es merkwürdig, daß sich die Gastfreundschaft am längsten in den Gebürgen erhält. Die weitere Entlegenheit von andern Völkern, die ruhige Einsamkeit macht, daß der Mensch gegen Neuerungen abgeneigt wird, daß er mehr in sich gekehrt bey der Einförmigkeit und Einfalt seiner Lebensart gerne verharrt. Die Unbeweglichkeit seiner Lage befestigt seine Tugenden, so wie seine Laster. Man hat Erfahrungen, daß die Wildheit in den Gebürgen am hartnäckigsten ist, und oft unüberwindlich scheint. So giebt es zum Glück auch Beyspiele, daß gute Sitten und Tugenden, wenn sie einmal einen Sitz gefaßt haben, sich in gebürgigten Gegenden auch länger erhalten. Die Seltenheit der Reisenden und der gewöhnliche Mangel an öffentlichen Anstalten zu ihrer Aufnahme, vereinigen sich mit der Einfalt und Gutherzigkeit der Bergbewohner, um jedes Haus zu einem Tempel der Gastfreundschaft einzuweihen. Gemeiniglich sind sie auch

durch die friedsamen Geschäffte der Viehzucht und durch die Zerstreuung ihrer Wohnplätze zur Ausübung dieser Tugend mehr aufgelegt.

Die alten Kaledonier waren gastfrey. Noch jetzt sind es ihre Nachkommen, die Schotten, besonders die Hochländer. Daß man unangemeldet in eine Wohnung geht, sagt Johnson, *) wird hier, wo die alten Gesetze der Gastfreyheit herrschen, nicht für Grobheit oder Zudringlichkeit angesehen. Hier giebt es keine Häuser, wo ein Reisender Herberge und Bewirthung für Geld fände. Wenn ihn Nacht und Müdigkeit übereilen, so wirft er sich in die Arme der allgemeinen Gastfreyheit. Ueberall, wo ein Haus ist, findet ein Fremder eine willkommene Aufnahme. — Ein Herr unter den Hochländern, versichert Home, sieht es für einen Schimpf an, wenn ein Fremder sein Haus vorbeygeht.

Die

*) Reise nach den westlichen Inseln bey Schottland. Aus dem Engl. 1775. S. 48. 85.

Die heutigen Normänner sind noch in ihren Gebürgen gutartig, vergnügt, immer voll guten Muths. Man kann kaum an irgend einem Orte mehr Gutthätigkeit und Dienstfertigkeit antreffen, als sie jedem Fremden erweisen. Sehr selten ist ihm erlaubt, seine Wohnung zu bezahlen. Der Bauer hält es so gut, wie jeder andere, für eine Ehre, ihn nach seinem Vermögen aufs beste zu bewirthen. Mit diesem Urtheil des Pontoppidans *) stimmt das Zeugniß aller Reisenden, die ich gesprochen habe, überein; sie sind voll Lobsprüche, sobald sie sich an die Gastfreundschaft der ehrlichen Normänner erinnern.

Noch schwebt mir das angenehme Bild der Freundlichkeit und Gutherzigkeit vor Augen, die ich in einigen entlegenen Gegenden der Schweizergebürge fand, und die frohe Geschäftigkeit, worin diese glücklichen Bewohner durch den unvermu-

*) Versuch einer natürlichen Historie von Norwegen ꝛc. Aus dem Dänischen. 1754. 2ter Th. S. 471.

vermutheten Anblick von Fremden versetzt werden. Ein neuer Reisender, *) der einen andern Theil der Alpen besuchte, ward von einer ähnlichen Erfahrung nicht weniger gerührt. „Die Heftigkeit des Windes und des Regens, sagt er, nöthigte uns jeden Augenblick, in alle Häuser zu laufen, die wir antrafen, und allenthalben wurden wir wie Leute empfangen, die man mit Ungeduld erwartete. Männer und Weiber brachten uns Stühle, zündeten ein großes Feuer an, und beklagten unser Schicksal, bey so bösem Wetter unter Wegens zu seyn, so ungezwungen freundschaftlich und mit so warmen Antheil, als wenn wir ihre Brüder oder Kinder gewesen wären. Ein Kind, das wir in einem Hause allein antrafen, und dem wir, um Feuer anzumachen, eine Bezahlung versprachen, antwortete uns, es brauche unsre Bezahlung nicht. Einige Frauenspersonen, die mich

*) Voyage pitoresque aux Glacieres de Savoye p. M. B. 1773. Tom. 2. c. 7.

mich allein einen falschen Weg nehmen sahen, kamen im stärksten Regen aus ihren Häusern, um mir den rechten zu zeigen. Oft rief ich mit jenem Ersten der komischen Dichter aus, als ein Bettler ihm das Goldstück wieder zustellte, das er ihm aus Versehen gegeben hatte: O! Tugend, wohin verkriechst du dich!“

10.

Nicht blos bey den ältesten Völkern, sondern auch schon in den ersten Zeiten ihrer Geschichte, ward die Gastfreyheit von Religionsideen unterstützt. Man findet davon schon Spuren in der alten Mythologie der Griechen, und ihre Dichter vergaßen nicht davon Gebrauch zu machen. Der Gedanke, daß man vielleicht Götter beherbergte, die in der Gestalt der Menschen zuweilen auf die Erde kämen, *) war der Simplicität und Frömmigkeit des ersten Weltalters gemäß, hatte immer etwas Ehrwürdiges, so

wenig

*) Odyss. ϱ. 489.

wenig er auch gegründet seyn mochte, und mußte die Neigung zur Gastfreundschaft nicht wenig beleben. Nächstdem war es sehr natürlich, die Gastfreundschaft als eine Tugend anzusehen, die den Göttern wohlgefällig ist. Man gab sie selbst unter den Schutz der Götter. Man sahe sie für heilig, für einen Theil des Gottesdienstes an.

An der berühmten Gastfreyheit der Muhammedaner hat das Gesetz ihres Propheten nicht wenig Antheil. Der Koran befiehlt ihnen nicht blos Leutseligkeit, Mitleiden, Menschenliebe überhaupt, sondern er schärft ihnen auch an vielen Stellen ausdrücklich Wohlthätigkeit gegen den herumziehenden Pilgrim, gegen den reisenden Fremden ein. Sie haben sogar einen Orden, der wegen der Uebungen der Gastfreyheit, wozu er sich verpflichtet hält, berühmt ist. Dieß ist der Orden der Mevelevi. Diese Mönche sind nach Porters Bericht *) gegen

Fremde

*) Anmerkungen über die Religion, Regierungsform und Sitten der Türken. Aus dem Engl. 1768. S. 31.

Fremde außerordentlich gütig; sie nehmen alle Leute von jeder Religion und Nation auf, und bewirthen sie aufs freundlichste. — Vornehmlich aber ist der von Pocok *) angeführte Freyheitsbrief merkwürdig, den Mahomed den Mönchen auf dem Berge Sinai und den Christen überhaupt ertheilt hat. Hier sind die zu unsrer Absicht gehörige Stellen:

„Wo nur immer ein Mönch auf seinen Reisen sich aufhalten wird, es sey auf einem Berge, in einem Flecken und einem andern bewohnten Platze, oder auf der See, in der Wüste, in einem Kloster, Kirche und Gebethause, da will ich mitten unter ihnen als der Beschützer ihrer Person, Güter und Habe seyn. Was ich nur thun kann, meine Hülfe, mein Schutz, so wie mein ganzes Nationalvolk, soll ihnen zu Diensten stehn; denn sie sind ein Theil meines eigenen Volks und meine Ehre. — Niemand soll sie beunruhigen, wo

*) S. 412. 413.

wo sie auf Reisen sind. — Wenn das Getraide eingeerndtet wird, sollen die Einwohner von jeder Garbe ihnen etwas gewisses geben. — Thue denen kein Leid, welche die göttlichen Bücher in Ehren halten, sondern erzeige ihnen vielmehr Gutes; gehe freundlich mit ihnen um, und laß ihnen kein Unrecht anthun."

In der Moral des angepflanzten **Christenthums** konnte die Gastfreyheit, die damals als eine wichtige Pflicht in einer vorzüglichen Achtung stand, nicht fehlen. Die Apostel **Paulus** und **Petrus** ließen sich ihre Empfehlung angelegen seyn. „Herberget gerne. Gastfrey zu seyn, vergesset nicht, denn durch dasselbe haben Etliche, ohne ihr Wissen, Engel beherbergt. Seyd gastfrey unter einander ohne Murmeln." Wenn man einer Tugendlehre, die eine so ausgebreitete und vollkommene Menschenliebe einschärft, noch den Vorwurf machen wollte, daß diese Vorschriften zu eingeschrdnkt nur die Aus-

übung

übung der Gastfreyheit als eine Pflicht der neuen Anhänger des Christenthums gegen einander selbst zu betreffen schienen; so müßte man die Lage der ersten Christen nicht bedenken, die verfolgt und herumirrend damals am meisten den Beystand ihrer Brüder nöthig hatten, noch die Allgemeinheit der Wohlthätigkeit, wozu übrigens eben diese Moral verpflichtet. — In den spätern Jahrhunderten nahm der Geist der Gastfreyheit besonders in den Klöstern seine Wohnung. Die Reisen der Christen nach dem heiligen Lande veranlaßten die Errichtung eines Ordens, der dieser Tugend vorzüglich gewidmet war. Der Hospitaliterorden war im Anfang eine weltliche Stiftung, die in der Mitte des eilften Jahrhunderts zu Jerusalem durch Kaufleute errichtet ward. Ihre Bestimmung war, sich der Pilgrimme anzunehmen, die aus Europa kamen, die heiligen Oerter zu besuchen. Nach einiger Zeit verließen die Personen beyderley Geschlechts, die sich zu

dieser Bestimmung vereinigt hatten, ihre weltliche Stiftung, nahmen Klosterkleidung und widmeten sich ganz dem Dienst der Pilgrimme. **Innocentius**, der Dritte, bestätigte den Orden der Mönche, die **Hospitaliterbrüder** von **St. Johannis** hießen, und wies ihnen die Aufnahme und Verpflegung der reisenden Christen als ihre unterscheidende Pflicht an. Nachdem **Jerusalem** durch den **Saladin** eingenommen war, begaben sich die Schwestern nach **Europa**, und errichteten hier nachher verschiedene beträchtliche Stiftungen. — Die Klöster der meisten übrigen Orden sind bald mehr, bald weniger der Gastfreyheit gewidmet; und der Orden zu **la Trape** ist besonders auch von der Seite der Gastfreundschaft berühmt. Am meisten scheint sich diese Wohlthätigkeit noch in solchen Klöstern erhalten zu haben, die in Gebürgen, in einsamen und unwirthbaren Gegenden zerstreut liegen, und durch die Natur ihrer Lage den Mangel öffentlicher Herbergen

zu

zu ersetzen geschickt sind. — Aber dennoch muß man gestehen, daß Religionsstiftungen dieser Art nie eine so allgemeine Einwürkung auf den Nationalcharakter eines Volks gehabt oder haben können, als Gastrecht, das als Gebrauch und Sitte eingeführt worden.

II.

Eine eben so angenehme als lehrreiche Untersuchung müßte es allerdings seyn, wenn Philosophen sich bemüheten, so weit es sich in einer so verwickelten Materie bringen läßt, den Antheil zu berechnen, den in bestimmten Zeitpunkten die Gesetzgebung an den Tugenden der Völker gehabt hat. Zu unsrer Absicht ist es indessen hier zureichend, einige Bemerkungen über die Beziehung der Gesetzgebung auf die Gastfreundschaft hinzustreuen.

Es würde wider die ersten Begriffe des Völkerrechts seyn, wenn eine Nation oder ihr Regierer Fremden, die ohne eine feindselige

Absicht auf eine Zeit zu ihr kommen, gar keine Rechte zugestehen wollte. Eben so sehr würde es den Grundgesetzen der Gerechtigkeit, wozu jeder Staat verpflichtet ist, entgegen seyn, wenn er für die Beschützung dieser Rechte, die der Fremde als Mensch und als Glied seiner Nation hat, keine Aufmerksamkeit beweisen, sondern vielmehr unbekümmert die Art des Betragens gegen ihn dem Willkühr der Bürger überlassen wollte. *) Unstreitig beruhet es auf dem freyen Willen eines Regenten, ob er Fremde sein Gebiet betreten lassen will oder nicht, und unter welchen Bedingungen ihnen der Zugang ver=

*) Eine vortreffliche Stelle des Cicero verdient hier wieder in Erinnerung gebracht zu werden. Qui civium rationem dicunt habendam, externorum negant, hi dirimunt communem humani generis societatem, qua sublata beneficentia, liberalitas, bonitas, iustitia funditus tollitur; quae qui tollunt, etiam aduersus Deos immortales impii iudicandi sunt; ab iis enim constitutam inter homines societatem evertunt. De Offic. lib. III. c. V.

verstattet seyn soll. Aber sobald er ihnen den Eintritt vergönnt, so macht er sich zugleich verbindlich, sie eine völlige Sicherheit genießen zu lassen. Diesen Genuß der Sicherheit ist er, als Regent, ihnen schuldig. Allein sie an den übrigen Vorzügen und Vortheilen seiner Unterthanen gleichen Antheil nehmen zu lassen, das ist er ihnen nicht schlechterdings schuldig, sondern bleibt seinem freyen Willkühr überlassen. *) Wir sehen auch, daß jeder weise Regent, der den Fremden einen Zutritt verstattete, durch ein ihnen zugefügtes Unrecht sich nicht weniger für beleidigt hielt, als durch ein Unrecht, das

*) Nam esse pro cive, qui civis non sit, rectum est non licere; usu vero urbis prohibere peregrinos sane inhumanum est. Cicero de Offic. lib. III. — Man sehe auch Livius Lib. XLI. cap. 24. Grotius de Iure Bel. ac Pac. lib. II. c. II. §. XVI. Einige nähere Bestimmungen, die jedoch nicht zu unsrer Absicht gehören, giebt Pufendorf de Iur. Nat. et Gent. lib. III. c. III. §. IX. et X. Vattels Völkerrecht. 2ter Th. 8. Kap.

einem seiner Unterthanen widerfuhr. Selbst Völker, die man barbarische nennt, waren mit diesen Grundsätzen des Naturrechts bekannt. Und wenn die Einwohner des taurischen Chersoneß jeden Fremden, den ein Zufall an ihre Küste warf, der Diana opferten, so wurden sie auch von allen andern Nationen verabscheut, und Grotius gesteht diesen das Recht zu, jene dafür mit vereinigten Kräften zu züchtigen. *)

Weil aber der bloße Genuß der Sicherheit vor Beleidigung noch nicht ganz die Bedürfnisse eines Fremden befriedigt, so ist der Staat durch die Pflichten der Billigkeit und Menschenliebe berechtigt, seinen Bürgern Privatdienstfertigkeit gegen den Fremden zu empfehlen, zumal wenn keine öffentliche Anstalten zu seiner Aufnahme vorhanden sind. Die Gerechtigkeit verlangt, dem reisenden Fremdling die Mittel seiner Erhaltung zu verschaffen; die Men=

*) lib. II. cap. XX. §. XL.

Menschenliebe, für seine Bequemlichkeit zu sorgen; die Höflichkeit, ihm zur Erreichung seiner untadelhaften Absichten behülflich zu seyn. Dem Regenten kann es nicht unwichtig scheinen, diese Gesinnungen unter seinem Volke zu beleben und durch angemessene Verordnungen zu unterstützen. Die Sorge für die Sitten und für den Ruhm seiner Bürger verpflichtet ihn nicht wenig dazu. Und nicht selten hat das gute Betragen einzelner Bürger gegen Ausländer und der Ruf von der Leutseligkeit ihres Charakters einen vortheilhaften Einfluß auf den Staat gehabt.

Unter gewissen Umständen kann das Gerechtigkeit werden, was unter andern blos Wohlthätigkeit ist. Bey manchen ältern Völkern, die keine öffentlichen Anstalten hatten, wo Fremde für die Bezahlung Beherbergung finden konnten, würden sie ohne den Beystand der Gastfreundschaft sehr oft umgekommen seyn. Und welches Volk konnte so hart seyn, einen

solchen Erfolg, der zugleich seinem Namen eine unauslöschliche Schande eindrücken mußte, gleichgültig zu ertragen? Man glaubte, berechtigt zu seyn, die Gastfreundschaft, die ihrer Natur nach eine innere oder unvollkommene Pflicht ist, als eine Zwangspflicht zu befehlen, weil in jenem Fall ihre Verletzung eine Verletzung der gemeinen Gerechtigkeit gewesen wäre. Daher läßt sich der Ursprung einiger positiven Gesetze für die Gastfreyheit erklären, die freylich viel seltener, als solche sind, worinn die bloße Beleidigung eines Fremden verboten wird. Bey den Athieniensern war es ein bekanntes Gesetz: „Lasset dem Gaste kein Unrecht geschehen; weiset dem Irrenden den Weg; nehmet den Fremden unter euer Dach auf!“ — Wenn man dieses auch blos für eine Anrathung oder Empfehlung annehmen wollte, so führt Aelian *) ein mehr bestimmtes Gesetz, dem eine angedrohete Strafe angehängt war,

*) Var. Hist. lib. IV. cap. 1.

war, von den Lucanern an. „Wenn ein Fremder gegen den Untergang der Sonne ankommt, und in einem Hause einkehren will; so soll der, welcher ihn nicht aufnimmt, gestraft werden, und für seine ungastfreundliche Gesinnung büßen.“ — Bey den Burgundiern war der, welcher einem ankommenden Gast Dach und Heerd versagte, zu einer Geldstrafe verurtheilt. *) — Karl, der ein und dreyßigste König der Gothen, gab ein Gesetz, nach welchem der, welcher durch Zeugen überführt war, daß er die Gastfreundschaft dreymal abgeschlagen habe, mit der Verbrennung seines

*) Lex Burgundiorum. Tit. 38. Quicunque hospiti venienti tectum aut focum negaverit, trium solidorum inlatione mulctetur. — Si in causa privata iter agens ad Burgundionis domum venerit et hospitium petierit, et ille domum Romani ostenderit, et hoc potuerit adprobari, inferat illi, cuius domum ostenderit, solidos tres, et mulctae nomine solidos tres.

Hauses bestraft ward. *) Dieses Gesetz hatte die vortreffliche Würkung, daß vielleicht in keiner Gegend mehr die Gastfreyheit geübt werden konnte, als unter dieser Nation. Die Verweigerung der Gastfreyheit ward als die schändlichste Art des Geizes, und der, welcher einem Reisenden Speise, Trank und Beherbergung versagte, als ein Gegenstand des öffentlichen Hasses betrachtet. Es ward eine unverletzliche Gewohnheit, einem Ankömmling ohne die geringste Vergeltung alles zu geben, was er

*) Hic Carolus inter maximas leges et mandata constituit, ut Gothi ac Sueci inter se et maxime in omnes advenas et peregrinos hospitalitatem observarent summumque nefas ducerent, quicunque viatorem a tecto coërceret: quod si quis facere tentasset et idoneis testibus ter negasse hospitium convictus fuisset, immisso igne aedes eius comburi iussit, ut domibus propriis iuste privaretur, qui earum usum inhumaniter denegasset. Io. Magni Histor. Gothorum Suecorumque. lib. IV. c. 1.

er nöthig hatte. Ein Nachbar brachte ihn, wenn er weiter reisen wollte, zu dem andern, und empfahl ihn immer wieder einer sichern Begleitung. Je mehr Gäste jemand bewirthete, desto mehr Lob und Ansehen erwarb er sich. Selbst in den Hütten der Landleute bewies man gegen Fremde eine viel größere Freygebigkeit, als gegen seine eigene Kinder. *) Eben dieses bezeuget auch Adam von Bremen **) von den alten Schweden besonders, die in der Ausübung der Gastfreyheit unter einander wetteiferten, und keine größere Schande kannten, als diese Pflicht einem Fremden versagt zu haben. — Wenn jemand, berichtet Helmold ***) von den Slaven, darüber betroffen wird, daß er, welches jedoch ein über=

aus

*) Io. Magni Histor. Gothorum Suecorumque. lib. IV. cap. 2.

**) De situ Daniae &c. in Lindenbrogii Script. Rerum Germ. Sept. p. 60.

***) Chron. Slavorum. lib. I. c. 82. §. 9.

aus seltener Fall ist, einem Fremden die Gastfreundschaft versagt hat, dessen Haus oder Vermögen darf man mit Feuer verheeren, und dazu sind sodann auch alle einmüthig bereit. — Man hat Grund zu vermuthen, daß bey den Völkern der mittlern Jahrhunderte noch mehr ähnliche Gesetze für die Gastfreyheit vorhanden gewesen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Gesetzgeber gegen eine damals noch so sehr nöthige Pflicht, die aus mancherley Veranlassungen sich zu entfernen anfangen konnte, die aber ein so alter ehrwürdiger Gebrauch der verflossenen Zeiten war, sich ganz gleichgültig bewiesen haben sollten. —

Die Gesetze des Lykurg mußten, wie man weis, die Verbannung einer so edlen Tugend, als die Gastfreyheit ist, bewürken. Seine Bürger mußten den gastfreyen Atheniensern, Corinthern, Cretensern und Megarensern sehr unähnlich werden. Allein der spartanische

sche Staat war auch von einer solchen Einrichtung, daß er der einzige in dieser Art zu bleiben verdiente. Man hat ihn zuweilen wohl bewundert, aber ihn nachzuahmen nicht für zuträglich gefunden. Eine so simple Staatsverfassung schien ihren Umsturz zu drohen, sobald sich ihr die geringste Vermischung mit Fremden näherte. Lykurg führte daher mit Fleiß verschiedene Gewohnheiten ein, welche dem feinen Geschmack der benachbarten Staaten anstößig seyn mußten. Nichts war da anzutreffen, das bey einem Fremden den Wunsch einer Aufnahme hätte erregen können. Um noch sicherer zu seyn, verbot er seinen Bürgern das Reisen, und schloß die, welche eine fremde Erziehung genossen hatten, von allen Bedienungen im Staat aus. Und um das Werk zu vollenden, suchte er ihre innere Zufriedenheit durch die Verachtung der Sitten jeder andern Nation zu befestigen. Sparta mußte bey

dieser Einrichtung Sparta bleiben, unterdessen daß die Bürger der übrigen griechischen Staaten, die ihre Thore nicht versperrten, vielmehr den Fremden mit Vergnügen aufnahmen, und selbst in alle Gegenden des Erdbodens reiseten, weiser und gesitteter wurden.

Da hier nicht von Niederlassungen ganzer Familien und Gesellschaften in einem Lande, sondern blos von dem Betragen gegen einzelne Fremde, die sich da auf eine gewisse Zeit aufhalten, die Rede ist; so könnten wir noch, wenn es unsre Absicht erforderte, eine Erwägung der Mittel anstellen, wodurch Auswärtige zur Besuchung einer Nation gereizt werden. Eine Privatperson nimmt es oft für eine Art von Beschimpfung auf, wenn ein Fremder ihre Wohnung vorbeygeht; und man muß gestehen, daß es eben keinen vortheilhaften Begriff von einer Nation erweckt, wenn sie von einer andern gar keine oder nur sehr seltene Besuche empfängt.

empfängt. Hat sie nichts, das die Neubegierde reizt, keine Veranstaltungen für Wissenschaften, für Künste, für Handel, für Gewerbe, für Fleiß, die von einer gewissen Wichtigkeit sind, keine Denkmäler von Talenten, die hervorstechen, keine Männer, die dadurch glänzen, keine Gesetze und Einrichtungen, die einen höhern Geist ankündigen, keine Sitten, die sich durch Feinheit und Anmuthigkeit unterscheiden; wie darf sie noch hoffen, daß Auswärtige Zeit und Ruhe aufopfern sollen, um zu ihr zu reisen? Eine Nation, die besucht zu werden verlangt, muß sich einen gewissen Grad von Ruhm erworben haben, der Aufmerksamkeit gebietet, Neubegierde entzündet; sie muß wenigstens zu einem sehr günstigen Vorurtheil, das den lehrbegierigen Reisenden aus seiner Heimat treibt, Veranlassung geben können; sie muß nicht etwa blos die Kunst verstehen, dem Fremden seinen Aufenthalt bey ihr angenehm zu machen,

sondern

sondern auch vornehmlich mancherley nützliche Absichten zu befriedigen, mancherley Talente zu beschäfftigen, mancherley Neigungen zu unterhalten, reich genug in ihren Einrichtungen seyn. Unstreitig ist es eins der schönsten Schauspiele für einen Regenten, wenn er seine Nation eine Lehrerin anderer werden sieht, wenn er sieht, wie edle wißbegierige Männer aus entfernten Gegenden herbeyeilen, um Wissenschaft, Künste, tausend nützliche Kenntnisse und Sitten aus seinen Staaten zu hohlen. Die Geschichte aller Jahrhunderte kennt keinen Triumph, der edler und schmeichelhafter wäre.

12.

Die Gastfreyheit hat sich bey verschiedenen Völkern während gewaltsamer Veränderungen und Revolutionen, die sie in ihrer äußern Verfassung erdulden mußten, erhalten; wenn ihre

Würk-

Würksamkeit gehemmt oder ganz erstickt worden, so ist dieses nicht selten durch eine allmählige innere Verschlimmerung des Nationalcharakters geschehen. Die Geschichte zeigt, daß sie von kriegerischen Nationen nicht geflohen, selbst in solchen Zeiten bey ihnen geblieben ist, da sie mitten unter den Unruhen und Zerstörungen der Waffen standen. Eben so gewiß ist es, daß der Despotismus, der sonst jede gesellige Tugend niederschlägt, sie noch bis auf diesen Tag im Orient nicht hat überwältigen können.

Man hat oft die Gastfreundschaft der Römer gelobt, und gleichwohl wird man gestehen müssen, daß bey einer nähern Berechnung ein guter Theil von diesem Lobe abzuziehen sey. Ueberhaupt waren sie nicht das Volk, das eine gewisse Leichtigkeit zur Ausübung dieser Tugend bey sich empfinden konnte. Ein trotziges Wesen, das ihnen immer eigen war, verträgt sich

nicht mit der Beobachtung der Pflichten, die Fremde fordern. Und in den spätern Zeiten, wo sie Raub, Gewaltthätigkeit, jede Art der Tyranney ungeahndet gegen sich selbst, Bürger gegen Bürger, Klient gegen Wohlthäter, Sohn gegen Vater, verübten, mußte die wahre Gastfreundschaft unterdrückt werden. Wie konnten sie noch wissen, was sie Ausländern schuldig wären, da sie nicht einmal das zu erkennen fähig waren, was sie den eigenen Söhnen des Vaterlandes, den Gliedern der Blutsverbindungen, zu leisten hatten? In den besten Jahrhunderten war der Patriotismus immer überspannt; und die ganz in sich selbst gekehrte Liebe des Vaterlandes mußte jede Aufwallung der mehr ausgebreiteten Menschenliebe verschlingen. Der Nationalstolz, der in einer gehörigen Richtung die Gastfreundschaft erheben kann, schlug sie nieder, da er sich in eine Verachtung anderer Völker verirrte.

Die Zeugnisse von Gastfreyheit, die man in den römischen Schriftstellern antrifft, beweisen nicht so viel, als man sie zuweilen hat beweisen lassen wollen. Diese Tugend ward unter ihnen am meisten sichtbar, da sie durch Reisen und durch Siege mit den Griechen bekannter wurden. Man thut ihnen nicht Unrecht, wenn man sagt, daß ihre Gastfreyheit eine Nachahmung der Griechen war, von denen sie überhaupt nicht blos Wissenschaft und Kunst, sondern auch Gottesdienst, Sitten und Gebräuche aufnahmen. Nächstdem ist es wohl offenbar, daß diese Art der Freundschaft unter den Römern, so viel auch Cicero und andere davon für sich rühmen mögen, meistens nur auf gewisse Personen und einzelne Familien eingeschränkt gewesen, nie aber ein Theil des Nationalcharakters geworden. Die Gastfreyheit war größtentheils eine Würkung der Erkenntlichkeit für die Gefälligkeiten, die sie

in dem Lande ihrer Gäste genossen hatten. Und da ihre Wirthshäuser wegen ihres schlechten Rufs nur für gemeine Leute bestimmt waren, da die Fremden, die meistens Personen von Geburt und Würden waren, Empfehlungen an bekannte Häuser mitbrachten, so verbreitete diese Art von Freundschaftsverbindung sich leicht aus den griechischen Städten *) in die italienischen hinüber. Römische Familien errichteten also mit Familien auswärtiger Länder wechselseitige Bündnisse und Verträge, die sie erweiterten, einschränkten, aufhoben, nachdem Bedürfniß oder Vergehen dazu anleiteten.

So viel Veranlassungen zum Haß der Nationen gegen einander es giebt, so viel giebt es auch, die einzeln oder zusammenlaufend zur Unterdrückung gastfreyer Neigungen abzielen. Allein es bedarf nicht einmal eines so gewalt-

*) Potters griechische Archäologie. Aus dem Engl. 1776. 2ter Th. S. 730. u. s. w.

samen Hindernisses, als Nationalhaß ist; schon die Verachtung alles Auswärtigen ist dazu hinreichend. Dieses beweisen, um hier ein Beyspiel aus der Ferne anzuführen, die Japoner. Gutartig, ehrbegierig, frey von aller Betrügerey, die mit dem Tode bestraft wird, höflich, freygebig, großmüthig, voll Munterkeit und Liebe zum Umgang, sind sie zu nichts weniger, als zur Gastfreundschaft gegen Ausländer, aufgelegt. Indem sie von einer übertriebenen Hochachtung für ihre eigene Nation entflammt sind, indem sie weder eines andern Hülfe nöthig zu haben glauben, noch seine Uebermacht fürchten; so sehen sie auf jeden Fremden mit einer Geringschätzigkeit herab, die sie aller Dienstleistungen gegen ihn unfähig macht. *)

Eigennutz und Wuchergeist, die sich mit dem Handel verbreiten, können sich einer Na-

*) Kämpfer in der allgem. Hist. der Reisen rc. 11ter B. S. 607. u. s. w.

tion so sehr bemächtigen, daß sie vergißt, nicht blos was Wohlthätigkeit, sondern auch was Gerechtigkeit gegen Fremde fordert. „Der Geist des Handels, bemerkt Montesquieu *) sehr richtig, vereinigt zwar Nationen, aber nicht so Privatpersonen. Man sieht, daß in den Ländern, wo man sich mit nichts als dem Handel zu beschäfftigen weis, auch mit allen Pflichten der Menschenfreundschaft, mit allen moralischen Tugenden, ein Handel getrieben wird. Die geringsten Gefälligkeiten, welche die Menschenliebe empfiehlt, sind nur für Geld zu bekommen. Die Gastfreundschaft, die man bey räuberischen Völkern so häufig antrifft, ist unter handelnden Nationen überaus selten.“ Man hat zur Bestätigung die Holländer als ein Beyspiel unterschieben wollen; allein wir können dafür mit mehrerem Recht die Chineser die Stelle vertreten lassen. Der jüdische Wucher=

*) Esprit des Loix, Liv. XX, Chap. II.

Wuchergeist dieser Nation läßt sie die wenigen Fremden, denen der Zugang bey ihnen noch verstattet wird, nur als Menschen betrachten, an welchen sie sich durch tausend Betrügereyen zu bereichern für erlaubt halten. Da ist kein Begriff von den Rechten eines Fremdlings, kein Gefühl der Menschenfreundschaft; nur dem niedrigsten Eigennutz, der alles unter seiner Herrschaft hat, ist der, selbst von der Polizey verlassene, Fremde überall blosgestellt. Man hat fast gar keine Wirthshäuser. In denen, welche ehemals noch vorhanden waren, die aber durch die feindlichen Einfälle der Tartarn in Verfall gekommen sind, konnte man nur durch den Beystand eines Patents oder Befehls vom Hofe eine Stelle erhalten; andere Reisende durften sich nicht hineinwagen. Die Polizey vergißt sich so sehr, daß sie nicht einmal für die Sicherheit der Reisenden sorgt. Die Räuberhaufen schwärmen durch das ganze Reich; nicht einmal auf den Landstraßen und

in den Gegenden um Peking und Kanton sind die Reisende gesichert. Den Chinesern ist das Reisen selbst untersagt. Daher die Unveränderlichkeit ihrer Sitten und Gewohnheiten, so wie bey den alten Aegyptern, die niemals reiseten, und sich nicht ohne Mühe an den Umgang mit Fremden gewöhnten, welche die Begierde nach Unterricht zu ihnen zog. Daher aber auch der ewige Stillstand der Chineser auf den niedern Stufen der Wissenschaften, der Künste und der Politik. *)

Sollen wir noch einen Blick nach Europa zurückwerfen, so wird man nicht leicht einen herrscherndern Nationalhaß antreffen, als den die **Portugiesen** **) gegen alle übrige Nationen haben. Dieses unmenschliche Laster, Fremde zu hassen, blos weil sie Fremde sind, kann nur bey einem Volke sich erhalten, dessen Denkungsart

*) Dü Halde Beschr. von China.

**) Die würkliche Verfassung des Königreichs Portugall im J. 1766. Aus dem Franz. 1776. S. 124.

kungsart durch ausschweifenden Stolz, innerliche Feindschaften und Eifersucht, Geiz, Betrügerey, Vorurtheile und Schwärmerey ganz verderbt ist. Unterdessen daß der Portugiese es für eine Kleinigkeit hält, Fremde zu beleidigen, so begegnet ihnen der Spanier, auch wenn er Vortheil von ihnen ziehen kann, mit einem Stolz und einer Steifigkeit, als wenn sie gar keiner Aufmerksamkeit würdig wären. Wenn man in Spanien in einem Wirthshause absteigt, wird man, wie noch Baretti bezeugt, weder vom Wirth, noch sonst von einer lebendigen Seele bewillkommt; niemand bekümmert sich um den ankommenden Reisenden, als bis er fordert. Ein treffender Zug von dem steifen und trägen Nationalcharakter der Spanier, wozu der Franzose ein Nebenbild giebt, das nicht abstechender seyn kann. Doch wir rücken durch diese Vergleichung den heutigen Nationen in Europa näher, und stehen an der Gränze der Gastfreyheit.

13.

Diese edle Tugend ist in Europa nicht mehr, was sie einst war, was sie noch jetzt besonders in einigen Gegenden Asiens ist. Zwar ist sie noch nicht ganz aus unserm Welttheil vertrieben; hie und da lassen sich noch einzelne Spuren von ihr sehen bey einigen wenigen Nationen, hie und da in den Gebürgen und in den Klöstern. Allein die Erscheinungen sind so selten und so schwach, daß sie nicht mehr einen beständig hervorstechenden Zug in dem Charakter unsers Zeitalters, oder eine herrschende Sitte ankündigen. Was bey verfeinerten Nationen den Namen der Gastfreyheit führt, ist nicht mehr jene alte ehrwürdige Tugend, die mit dem Bedürfniß der Zeiten wandelbar ist.

Sie entstand fast überall, wo sie sichtbar ward, durch den Mangel öffentlicher Anstalten zur Aufnahme der Reisenden, einen Mangel,

der

der nur durch die Wohlthätigkeit einzelner Personen oder Familien ersetzt werden konnte. Mit der Einführung dieser Anstalten fieng sie an, wieder zu verschwinden, oder doch seltener würksam zu seyn. Die Veränderungen in den Ländern von Europa, nachdem es ganz reisend und handelnd geworden ist, haben ihre Entfernung allmählig befördern müssen. Der Umlauf der Wechselbriefe, die Sicherheit der Wege, die Leichtigkeit von einem Ort zum andern zu kommen, die Bequemlichkeit der Posten und der Schiffe, die Errichtung der Gasthöfe in allen Städten und auf allen Straßen, der Zufluß von Gästen, die Menge von Abentheuern, alles dieses hat dazu beygetragen, die Gastfreyheit der alten Welt zu verdrängen.

Der Geist des Handels, der alle Nationen mit einander verknüpft, hat die Bande der Wohlthätigkeit unter Privatpersonen zerrissen. Er hat der Liebe zum Gewinn mehr Ausbreitung und Stärke mitgetheilt, und so weit diese

ihre Herrschaft ausdehnt, die zärtlichen Bewegungen der Natur unterbrochen, die Menschen mit Menschen verbanden. Wenn eine Parthey dabey gewonnen hat, so sind es die Reichen. Ihr Vortheil ist ein mehr freyer und erweiterter Genuß der Annehmlichkeiten des Landes, wohin sie sich begeben; ihre Aufnahme richtet sich nach dem Maaß des Aufwandes, den sie machen; und wenn man sie auch nicht allemal mit Zuneigung sieht, so wird man sie doch die meiste Zeit mit Vergnügen sehen.

Indessen bleibt es noch lange eine angenehme Unterhaltung des Menschenfreundes, in jene Zeiten zurückzuschauen, welche die Gastfreundschaft veredelte. Keine weitere Empfehlung zum Beystand, zu jeder Art von Gutthätigkeit, als das Gepräge der menschlichen Gestalt; keine andere Vorsprache, als der Gruß, der von den Lippen des Ankömmlings in die Hütte hineintönte. Der Mensch fand sogleich den Menschen. Die Natur selbst gab es ihm durch das unver-

zögernde Gefühl ein, was er ihm schuldig war; er durfte es nicht erst lernen. Man kannte noch nicht den unseligen Unterschied, der das menschliche Geschlecht nach Vaterland und Religion absondert; alle waren Bürger Einer Erde, Kinder Eines Gottes. In jeder Hütte, deren emporwallender Rauch das Auge des Wanderers in der Ferne erfreute, war er sicher einen Bruder anzutreffen. Die Nacht, die ihn überfiel, die Einöde, die ihn umgab, schreckten ihn nicht. Wo er nur einen Menschen zu finden hoffen konnte, da hatte er auch einen Freund. Der Schatten seiner Bäume, die Kühle seiner Quellen, die Wärme seines Heerds, die Lagerstätte seiner Hütte, die Speise seines Tisches, alles, was dieser sein Freund hatte, war sein. Und wenn er an dem Abend seiner Pilgrimschaft an dem Heerd seiner väterlichen Wohnung, in dem Kreise seiner Kinder und Nachbarn, wieder ruhete, wenn er dann mit einer von Zufriedenheit und Wehmuth vermischten

mischten Empfindung von den Freundschaften erzählte, die seinen Weg begleitet hatten, so ward seine Heiterkeit noch nicht durch die finstre Beschuldigung unterbrochen: „Es ist keine Neigung in der menschlichen Natur allgemeiner, als der Haß gegen Fremde.“

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hirschfeld, Christian Cay Lorenz,

Von der Gastfreundschaft Eine Apologie für die Menschheit

Leipzig 1777

Ph.pr. 641 bg
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10040860-1
VD18 11518561